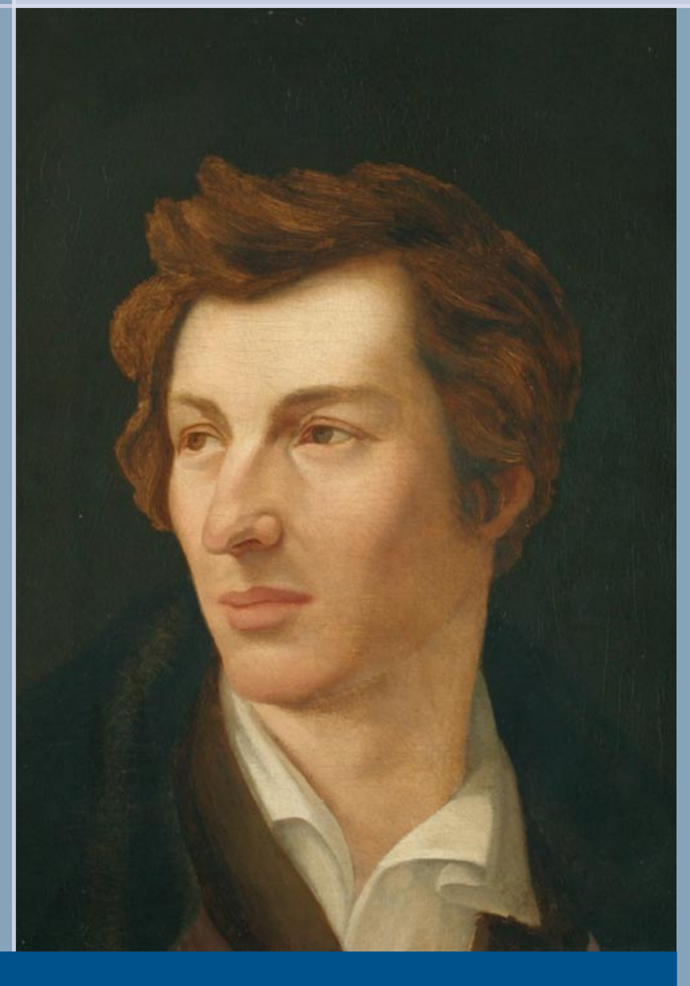
Göttinger Juristische Schriften

Volker Lipp, Christoph Möllers,
Dietmar von der Pfordten (Hg.)

Heinrich Heine

Dichter und Jurist in Göttingen





Universitätsverlag Göttingen

Volker Lipp, Christoph Möllers, Dietmar von der Pfordten (Hg.)

Heinrich Heine



Erschienen als Band 1 in der Reihe „Göttinger Juristische Schriften“
im Universitätsverlag Göttingen 2007

Volker Lipp, Christoph Möllers,
Dietmar von der Pfordten (Hg.)

Heinrich Heine

Dichter und Jurist in Göttingen

Göttinger Juristische Schriften,
Band 1



Universitätsverlag Göttingen
2007

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Kontakt
Prof. Dr. Volker Lipp,
Juristische Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen

Titelabbildung: Titelbild mit freundlicher Genehmigung des Heinrich-Heine-Instituts Düsseldorf, Heinrich Heine um 1828

Satz, Layout und Umschlaggestaltung: Kilian Klapp

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-938616-80-2
ISSN: 1864-2128

Vorwort

Dieser Band versammelt die Vorträge, die auf dem Kolloquium der Juristischen Fakultät der Universität Göttingen im Heinejahr 2006 gehalten wurden. Er markiert zugleich die Geburt der Schriftenreihe der Fakultät, mit der Veranstaltungen an der Juristischen Fakultät einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt werden sollen.

Warum veranstaltet eine juristische Fakultät ein Kolloquium über Heinrich Heine? Eine Antwort mag die folgende kleine biographische Skizze geben: Ein Sohn aus gutbürgerlichem Hause hat nach einer etwas mißglückten Schullaufbahn, die er an der Handelsschule beendete, eine Banklehre absolviert und beschließt nun, Jura zu studieren. Nach dem Studienbeginn in Bonn wechselt er nach Göttingen und von dort nach Berlin, um dann nach Göttingen zurückzukehren und hier sein Studium erfolgreich abzuschließen. Die Fakultät verleiht ihm im Rahmen ihrer Absolventenfeier feierlich die Doktorurkunde, und er tritt bei dieser Gelegenheit in den Alumniverein ein. Wird er später berühmt, freut sich die Fakultät über ihren Alumnus und hofft natürlich sehr, sich mit ihm schmücken zu können.

Diese Hoffnung wird allerdings manchmal enttäuscht, heute ebenso wie früher. Im Falle von Heinrich Heine, der durch die Göttinger Juristische Fakultät im Jahre 1825 promoviert wurde und dessen Lebenslauf ich eben skizziert habe, erscheint es ausgesprochen zweifelhaft, ob er dem Alumniverein der Fakultät beigetreten wäre, so es ihn denn damals schon gegeben hätte. Seine Ansichten über die Juristen und die Rechtswissenschaft im Allgemeinen und über Göttingen im Besonderen sind bekanntermaßen wenig schmeichelhaft. Gleichwohl ist Heine aus Berlin in das geschmähte Göttingen zurückgekehrt, um hier sein Studium ab-

zuschließen. Als Studienort für angehende Juristen war Göttingen nämlich schon damals eine gute Wahl.

Das Fakultätskolloquium im 150. Todesjahr Heinrich Heines gilt daher dem Dichter und dem Juristen Heinrich Heine und hofft so, das eine oder andere Schlaglicht auf eine weniger bekannte Seite Heines werfen zu können. Den Referenten sei deshalb auch an dieser Stelle gedankt, daß sie sich auf dieses Wagnis eingelassen und sich dem Thema aus Sicht ihrer jeweiligen Disziplin genähert haben.

Göttingen, im Dezember 2006

Volker Lipp, Dekan der Juristischen Fakultät

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Dietmar von der Pfordten

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von ekelm Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben,–
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.[1]

Dieses Sonett aus seiner berühmten, 1827 erschienenen Gedichtsammlung *Buch der Lieder* charakterisiert das Lebensgefühl des 23jährigen Heine während oder kurz nach seiner ersten Zeit in Göttingen. Heine war nach zwei Studiensemestern an der Universität Bonn und einer Fußwanderung durch Westfalen Ende September 1820 in Göttingen eingetroffen, um sich an der Georgia Augusta zu immatrikulieren. Die erste große Liebe zu seiner Hamburger Cousine Amalie war unerwidert geblieben. Das ihm vom Onkel Salomon in Hamburg eingerichtete Geschäft für englische Manufakturwaren war nach nur einem Jahr 1819 bankrott gegangen. Die Karlsbader Beschlüsse hatten alle Freiheitshoffnungen des jungen Deutschland zunichte gemacht. Die damals politisch progressiven Burschenschaften waren

[1] Heinrich Heine, Buch der Lieder, München 2005, S. 96.

verboten, die Vor- und Nachzensur eingeführt und ein weitgespanntes Spitzel- und Überwachungsnetz geknüpft. Das auf Initiative der Mutter aus Vernunftgründen aufgenommene juristische Studium war in Bonn nicht recht vorangekommen. Heine hatte zwar einige Gedichte geschrieben, aber nur eine einzige juristische Vorlesung belegt.

Die Fortsetzung des Studiums an der berühmten Göttinger Aufklärungsuniversität sollte nun im dritten Anlauf eine bürgerliche Existenz sichern. Göttingen war für Heine also nicht der Ort der Aufklärung, sondern der Notwendigkeit. Am 29. Oktober 1820 schreibt er an seine Bonner Freunde Friedrich Steinmann und Johann Baptist Rousseau:[2]

> *„Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamire so will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldeys Institutionen emporhaltend, und mit der anderen hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:*
>
> *Ochse, deutscher Jüngling, endlich*
> *Reite deine Schwänze nach;*
> *Einst bereust du, daß du schändlich*
> *Hast vertrödelt manchen Tag!"*

Die Georgia Augusta war für Heine also auch schon damals das, was man heute eine Arbeitsuniversität nennen würde. Aber auch der Göttinger Versuch zur Etablierung einer bürgerlichen Existenz scheitert zunächst. Heine wird schon nach kurzer Zeit aus einer Burschenschaft wegen „Vergehens gegen die Keuschheit", begangen in der „Knallhütte bei Bowenden" ausgeschlossen.[3] Die Begründung war vermutlich nur ein Vorwand. Der wahre Grund dürfte Heines Judentum gewesen sein. Die deutsch-national radikalisierten Burschenschaften standen jüdischen Mitgliedern zunehmend ablehnend gegenüber. Heine schreibt an den Bonner Freund Christian Sethe: „Alles was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eignen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind … O Christian, wüßtest Du, wie meine Seele zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen."[4]

---

[2] Roderich Schmidt (Hg.), Heine in Göttingen, Göttingen 2004, S. 33.

[3] Fritz J. Raddatz, Taubenherz und Geierschnabel. Heinrich Heine. Eine Biographie, Weinheim und Basel 2005, S. 40. Nach dem Bericht eines Bundesbruders.

[4] Fritz J. Raddatz (wie Anm.3), S. 41.

Und auch die Zugehörigkeit zur Georgia Augusta bleibt kurz. Bereits am 23. Januar 1821 wird er wegen einer Duellforderung durch ein consilium abeundi des Universitätsgerichts für ein halbes Jahr zwangsexmatrikuliert. Heine verläßt darauf nach kaum mehr als vier Monaten Göttingen, um sein Studium in Berlin fortzusetzen. Dort vollendet er die in Göttingen begonnene und wenig erfolgreiche Tragödie *Almansor*, verfaßt weitere Gedichte und die Tragödie *William Ratcliff*, geht häufig ins Theater und ist regelmäßig Gast des literarischen Salons von Rahel Varnhagen von Ense. Das juristische Studium kommt jedoch nur schleppend voran. Dies scheint Heine dazu bewogen zu haben, im Januar 1824 nach Göttingen zurückzukehren. Seine Einschätzung Göttingens hatte sich allerdings kaum verändert: Die in dieser Zeit entstandene *Harzreise* beginnt mit den Worten:

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren –
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Diesmal gelingen in Göttingen aber wenigstens zwei Schritte zu einer bürgerlichen Existenz. Heine schließt im Sommer 1825 sein Studium mit der Promotion bei Gustav Hugo ab und er tritt in Heiligenstadt zum Protestantismus über. Die Harzreise endet als Allegorie auf diesen radikalen Schritt des Arrangements mit den Verhältnissen:

„Ich rate aber jedem, der auf der Spitze des Ilsensteins steht, weder an Kaiser und Reich, noch an die schöne Ilse, sondern bloß an seine Füße zu denken. Denn als ich dort stand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdische Musik des Zauberschlosses, und ich sah, wie sich die Berge ringsum auf die Köpfe stellten, und die roten Ziegeldächer zu Ilsenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herumflogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennot, ans eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Daß ich in so mißlicher Stellung, dieses letztere getan habe, wird mir gewiß niemand verdenken."

Die Göttinger Pflichterfüllung kann Heine die bürgerliche Existenz nicht sichern. Aber die hier geschaffenen literarischen Werke sind wichtige Schritte zur späteren Lebensform als freier Schriftsteller.

Der ignorierte „Maulkorb“
Heinrich Heines Göttinger „Schriftstellerei“

Wilfried Barner

Harry Heines ersten Versuch, im Herbst 1820 sein in Bonn begonnenes Studium der Jurisprudenz auf Wunsch der Familie an der Georgia Augusta fortzusetzen, hat man in verständnisvoll abmildernder Nachsicht eine „Stippvisite“ genannt.[1] Man kann ihn getrost ebenso als einen veritablen Fehlstart bezeichnen. Hinter dem Plan des Universitätswechsels stand insbesondere Heines Hamburger Oheim Salomon,[2] der ihm das Studium finanzierte. Er versprach sich von Göttingen außer der besseren räumlichen Nähe wohl auch mehr Strenge der studentischen Lebensform im Vergleich zum rheinländischen Bonn: ähnlich wie seinerzeit der Kamenzer Pastor Lessing, der seinen in Leipzig allzu freizügig studierenden Filius gerne ins als disziplinierter geltende Göttingen versetzt hätte (was der gewitzte Gotthold Ephraim freilich zu verhindern wußte). Es gehört zum Signum von Heines Göttinger „Schriftstellerei“, daß er eben jenen persönlichen akademischen Fehlstart sogleich ironisch in den universalen Kontext des „Weltlaufs“ stellte. Das früheste Göttinger Gedicht Heines, das sich in seinem Nachlaß mit einer ausdrücklichen Datierung gefunden hat (das praktizierte er so nur gelegentlich), trägt die subscriptio „Göttingen den 29ten Januar 1821“.[3] Es antwortet auf den Relegationsbeschluß bzw. das *consilium abeundi* jener Hohen Schule, in die er erst vier

---

[1] Edda Ziegler, Heinrich Heine. Leben – Werk – Wirkung, Zürich 1993, S. 39.

[2] Zu ihm, trotz des apologetischen Tons, immer noch grundlegend Erich Lüths: Der Bankier und der Dichter. Zur Ehrenrettung des großen Salomon Heine, Hamburg-Altona o. J. [1964].

[3] Quellenangabe: unten Anm.7.

Monate zuvor per Immatrikulation aufgenommen worden war.[4] Schon an der neugegründeten Bonner *alma mater* (1818), die Heine im späteren Vergleich als viel jünger, anregender und fortschrittlicher empfand, hatte er sich gleich mit Verve in das burschenschaftliche Treiben gestürzt – wie dann auch an der Georgia Augusta.

Der Vorwurf einer sexuellen Verfehlung führte zunächst zum Ausschluß aus der Burschenschaft,[5] eine ruchbar gewordene Duellforderung – es wird nicht seine einzige bleiben - dann im Januar 1821 zum förmlichen Verweis aus der Universität.[6] Für den darüber mosernden Poeten Harry Heine – der damals noch sorgsam abkürzend „H. Heine“ schreibt – ist das Anlaß, nicht nur den „Weltlauf“ zu bemühen, sondern auch erste Spitzen auf seine neue Göttinger Mitwelt loszulassen:[7]

Der Weltlauf ists: den Würd'gen sieht man hudeln,
Der Ernste wird bespöttelt und vexiert,
Der Mut'ge wird verfolgt von Schnurren, Pudeln,
Und Ich sogar – ich werde konsiliert.

Göttingen den 29ten Januar 1821. H. Heine StudJuris

aus Düsseldorff

Das „Ich“ wird in aller Bescheidenheit groß geschrieben; die „Würd'gen“, die da „hudeln“ (also eilig, oberflächlich arbeiten), sind natürlich die stolzen Herren Professoren (zumindest in ihrer Mehrzahl), wie dann auch wiederholt in Heines *Harzreise*. Und die Sequenz „Schnurren, Pudeln“[8] begegnet exakt so – nach fünf Jahren, wie Heine selbst ausrechnet – auf der allerersten Seite eben jener *Harzreise*,[9] die ihm unter Protest der hier durchaus gemeinten Göttinger einen wichtigen schriftstellerischen Durchbruch eintrug.

Ich überspringe den zweiten, reibungsloseren Versuch Heines, Göttinger Jurastudent zu werden (im Januar 1824, nach vier Berliner Semestern), und wähle fünf kurze Zitate zur Einführung in die psycho-physischen Befindlichkeiten, im weiteren Sinn in die *circumstantiae* der Heineschen Göttinger „Schriftstellerei“ (den Begriff verwendet Heine selbst für dieses neue, ihm selbst noch nicht ganz durchschau-

[4] Offizielles Immatrikulationsdatum: 4. Oktober 1820. Seine erste Wohnung bezieht er in der heutigen Jüdenstr. 16. Heine ist dann innerhalb Göttingens recht oft umgezogen.

[5] Möglicherweise spielen hierbei auch (nach den Karlsbader Beschlüssen zunehmende) antisemitische Tendenzen eine Rolle.

[6] Heine hat die Realisierung durch Hinweis auf seine Erkrankung noch hinausgezögert.

[7] Heinrich Heine, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke (Düsseldorfer Ausgabe), hg. v. Manfred Windfuhr u. a., Hamburg 1973 ff. [im folgenden abgekürzt: DHA] 1/2, S. 522.

[8] „Schnurren, Pudeln“: Nachtwächter, Pedelle (Studentensprache). „Schnurre“ auch für Polizist.

[9] DHA 6, S. 83. Dort auf S. 561 auch die wichtigere ältere Literatur zum Thema Heine und Göttingen.

bare Phänomen).[10] Es sind fünf Stellen aus frühen Briefen, an Freunde und Verwandte, kurze Zwischenresümees, Selbstanalysen, durchweg in der Ich-Form.

Zunächst: Am 26. Januar 1824, zwei Tage nach der zweiten Neuankunft, berichtet Heine seinem Freund Rudolf Christiani (ebenfalls Jurist) in Lüneburg über seine Reise und skizziert ihm seine Vorsätze. Nach der Versicherung, er wolle sich jetzt wirklich vorrangig dem Studium widmen, heißt es: „Ich werde mir Mühe geben daß ich hier nicht von der poetischen Seite bekannt werde [...]“.[11]

Am 2. Februar 1824 läßt er den Berliner Freund und Bankangestellten Moses Moser, einen der wichtigsten und vertrautesten Berater über Jahre hin, wissen: „Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. [...] Ich will aus der Waagschale der Themis [d. h. der griechischen Göttin der Rechtlichkeit] mein Mittagsbrod essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. [...] Ich bin nicht groß genug um Erniedrigungen zu ertragen.“[12]

An ebendenselben Moses Moser in Berlin schreibt er am 25. Februar 1824: „Ich lebe sehr still. Das Corpus Juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. [...] Auch die Liebe quält mich. [...], ich habe sehr den Katharr“[13]. Es sei angefügt, daß die meisterwähnten physischen Beschwerden über Jahre hin die hartnäckigen Kopfschmerzen sind. Vom „Chronikenlesen“, das vielleicht nicht sogleich verständlich ist, wird noch die Rede sein.

Vor einer der mehreren Reisen nach Berlin unterrichtet Heine am 30. März 1824 seine in Lüneburg verheiratete Schwester Charlotte Embden (sie weilt gerade in Hamburg) über seine Situation; und weil hier die Titel-Redewendung vom „Maulkorb“ fällt, sei ein wenig mehr Kontext gegeben: „Der Zweck dieser Reise besteht aus tausenderley kleinen Nebenzwecken, und das Amüsieren ist wohl der kleinste derselben. Indessen ist auch meinem Kopfe eine solche Reisebewegung und Veränderung sehr zuträglich. [...] – Meine Muse trägt einen Maulkorb, damit sie mich beym juristischen Strohdreschen mit Ihren Melodien nicht störe. Doch habe ich unlängst einen Cyklus kleiner Gedichte für den Gesellschafter abge-

[10] Unter anderem in einem Brief an seine Schwester Charlotte Embden in Hamburg vom 11. Januar 1824 (also ganz zu Anfang seiner zweiten Göttinger Zeit). Heinrich Heine, Säkularausgabe. Hrsg. v. den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris., Berlin u. Paris 1970 ff. [im folgenden abgekürzt: HSA] 20, S. 135. Im gleichen Brief findet sich auch die von Heine wiederholt ausdrücklich verwendete Distinktion von „Schriftsteller“ und „Poet“: „Ich suche die verschiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen, und werde mich in der Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Theil von mir [...]. “ Zu Heines frühem Schriftstellerkonzept knapp zusammenfassend Gerhard Höhn, Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk, Stuttgart 1987, S. 2–4; Jeffrey L. Sammons, Heinrich Heine, Stuttgart 1991, S. 37–43.

[11] HSA 20, S. 140.

[12] HSA 20, S. 142.

[13] HSA 20, S. 145.

schickt, und gab Ordre, daß man Dir vom Abdruck desselben 2 Exemplare nach Hamburg schicke [...]."[14]

Schließlich vertraut Heine sich am 11. Januar 1825 wieder einmal, wegen seiner Quälereien mit dem Studium, dem Freund Moses Moser in Berlin an: „Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen [sc. in der Jurisprudenz], wird mir schwer. [...] ich arbeite angestrengt an meinem Jus. Lebe übrigens ganz einsiedlerisch. Bin nicht geliebt hier. [Dann etwas über die ihn wieder plagenden Kopfschmerzen, und:] Ich schreibe wenig, lese viel. Immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller. [...] Meine Harzreise habe ich längst, seit Ende November, fertig gemacht. [...]"[15]

Soweit dieser kleine Cento oder Fleckenteppich, den ich so zu halten versucht habe, daß einige der charakteristischsten einschlägigen Kollokationen zu *Leben* und *Schreiben* erkennbar werden. Weniges hebe ich noch etwas heraus.

Zunächst zum „Maulkorb". Er bezieht sich nicht, wie man beim Titel-Zitat mit guten Gründen vermuten könnte, auf die politische Zensur, mit der Heine zeitlebens zu kämpfen hatte (und die für seine Schriften von der Forschung recht gut untersucht ist).[16] Der „Maulkorb" betrifft vorzugsweise Heines frühe Poesie und zielt polemisch auf die eigene Familie, insonderheit auf den erwähnten Oheim Salomon Heine in Hamburg:[17]

[14] HSA 20, S. 154 f. Der Hinweis „für den Gesellschafter" bezieht sich auf eine Zeitschrift, zu deren Herausgebern Heine von Berlin aus eine Verbindung herstellen konnte und die zu einem seiner frühesten Publikationsorgane wurde (siehe weiter unten).

[15] HSA 20, S. 182–184.

[16] Hierzu wieder Höhn (wie Anm.10), S. 20–22, mit Literaturhinweisen.

[17] Vgl. Anm. 2. Umseitige Abbildung nach Ziegler (wie Anm.1), S. 35.



Abb. 1: Salomon Heine

Es ist jener Bankier, der innerhalb weniger Jahre als Geldmakler und dann vor allem durch Pfandbriefe und staatliche Obligationen ein Millionenvermögen zusammengebracht hatte und aufgrund kultureller Fördertätigkeit und wohltätiger Stiftungen hohes Ansehen in Hamburg genoß. Er wurde für den jungen Harry, dann Heinrich Heine – und dies betrifft die gesamten Göttinger Jahre – zum pre-

kären Glücksfall: Glücksfall, insofern Salomon wesentlich das Jurastudium finanzierte (Heines Zuverdienste durch erste kleine Honorare und dergleichen sind hinzuzurechnen); prekär, insofern er dem Neffen bis zum juristischen Examen (Promotion) die Schriftstellerei zu untersagen versuchte, insonderheit die „Poesie“. Daß der junge Heine hier einen fast schon klassischen Konflikt durchfocht, mag die Erinnerung an zwei prominente Kollegen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts andeuten: an Lessing, dessen Leipziger und frühe Berliner Jahre die väterlichen Verdammungen des Komödienschreibens durch den Herrn Pastor aus Kamenz begleiteten, und an Goethe, dessen philologische und poetische Leipziger Übungen der vom Vater als Berater und Aufpasser beauftragte Hofrat Böhme mit Naserümpfen betrachtete. Daß Heines Oheim Salomon ersatzweise für den ökonomisch gescheiterten und psychisch gebrochenen Vater die Konflikte austrug, ist oft analysiert worden. Präzisierend ist hinzuzufügen: Er mahnte zwar immer wieder und prüfte auch nach.[18] Und vor allem die belletristisch-publizistische Regsamkeit des Herrn stud. jur. in Prosa und Poesie konnte ihm unmöglich verborgen bleiben.[19] Aber er ließ sich andererseits wiederholt durch Briefe und Gespräche (auch Vermittlung über Dritte) zum Einlenken bewegen. Der Maulkorb blieb umgebunden, und der Göttinger Heine zählte das zu seinen schmerzhaften „Erniedrigungen“, von denen schon die Rede war, freilich solchen, die er von Mal zu Mal zu ignorieren verstand, nicht zuletzt angespornt durch erste, nach und nach wachsende literarische Erfolge.

Zu den fünf Zitaten eine letzte Bemerkung. Es ist höchst charakteristisch, daß in den Briefen – und in anderen Zeugnissen – wiederholt die Formulierung „ich schreibe“, ohne weiteren Zusatz, auftaucht: ein Sprachgebrauch, der ja noch heute kommun ist, als knappe, bescheidene oder stolze Version für „ich bin Schriftsteller“. Beim Göttinger Heine haben fast alle hier einschlägigen Stellen etwas Lakonisches, bisweilen Verteidigendes oder auch Bekenntnishaftes. Es ist das Zentrum dessen, was er eigentlich will, nämlich als Freier Schriftsteller[20] ohne Amt und Posten zu leben, zähen Widrigkeiten mitunter mühsam abgerungen: den Kopfschmerzen, der Familie oder auch dem Corpus Juris Civilis.

Überraschen mag angesichts der notorischen Göttinger Händel und Streitereien Heines die Formulierung gegenüber Moses Moser: „Ich lebe sehr still“, an

[18] HSA 20, S. 190.

[19] Kleinere Texte erschienen nicht nur in rheinischen (Kontakte noch aus der Bonner Zeit), Berliner und sogar Hamburger Periodica (dazu unten); Heine verschickte auch Exemplare der *Gedichte* (1821/22) und der *Tragödien* (1823) zielgerichtet an einflußreiche Literaten, an Freunde und Verwandte.

[20] Zur Entstehung dieses Typus im Deutschland des 18. Jahrhunderts (mit Mustern in England und Frankreich) immer noch grundlegend Hans Jürgen Haferkorn, Der freie Schriftsteller. Eine literatursoziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800, in: Archiv f. Gesch. des Buchwesens 5 (1964), Sp. 523–712. Heine war sich bewußt, daß Lessing hier die ‘Durchbruchsgestalt’ war; unter anderem von daher bestimmte sich auch seine Hochschätzung Lessings und ein Gefühl der Wahlverwandtschaft (besonders in der *Romantischen Schule* 1833/36 und *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* 1834/35).

anderen Stellen wiederholt: „ich lebe allein“; und im letzten Zitat: „Bin nicht geliebt hier“. Das sind schwankende Selbsteinschätzungen, und sie korrespondieren durchaus den Eindrücken und physiognomischen Mustern, die man aus den Heine-Porträts jener Jahre gewinnen kann; so der nachdenkliche bis melancholische junge Schriftsteller in einer Radierung von Gottlieb Gassen (1828):[21]



Abb. 2: Heinrich Heine um 1828

Der den fast schwer wirkenden Kopf stützende, fest angewinkelte Arm, der Blick in die Diagonale nach oben gerichtet, der fast geschlossene Mund, die leicht versonnenen Augen stehen eher für Contenance. Eine Radierung wiederum, die nach einer Porträtzeichnung des befreundeten Ludwig Erich Grimm vom 9. November 1827 angefertigt wurde, deutet eher auf den ehrgeizigen Poeten (die kleinformatigen Bücher!), den in seiner Energie Gehemmten:[22]

[21] Gottlieb (Theophil) Gassen lernte Heine in München kennen. Abbildung nach Ziegler (wie Anm. 1), S. 117.

[22] Abbildung nach: Heinrich Heine. Leben und Werk in Daten und Bildern, hg. v. Joseph A. Kruse, Frankfurt a. M. 1983, S. 138. Ludwig Erich ist der jüngere Bruder von Jacob und Wilhelm.



Abb. 3: Heine um 1827

Heine selbst geruhte, das Grimmsche Porträt mit diesen Worten zu kommentieren:[23]

> *Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,*
> *Schau ich verdrießlich in die kalte Welt.*

Solcher Selbststilisierung des Göttinger Heine – das Bild ist wohl kurz nach der endgültigen Abreise entstanden –, auch dem gelegentlichen Autostereotyp des „Einsiedlers“ widerspricht nicht das wiederholt belegte Sichhineinbegeben in burschenschaftliche Geselligkeiten, bis hin zum Paukboden:[24]

---

[23] DHA 2, S. 29. Dort auch die Heinesche Variante „Reis’ ich verdrießlich durch die kalte Welt“.

[24] Abbildung nach Eberhard Galley, Heinrich Heine. Lebensbericht mit Bildern und Dokumenten, Kassel 1973, S. 30.

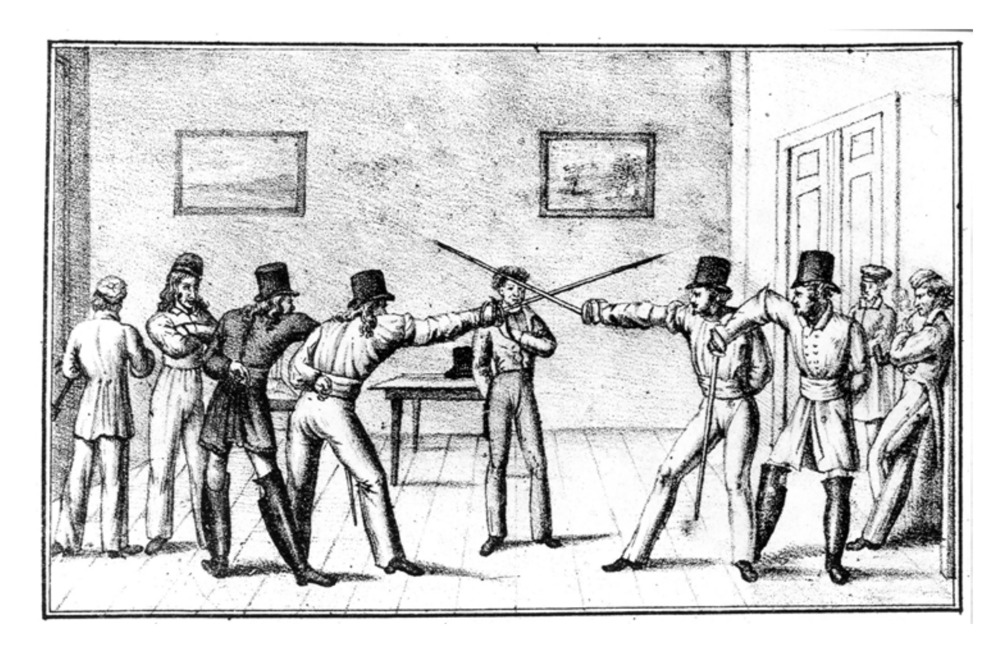


Abb. 4: Studenten auf der Mensur

Nicht zu vergessen sind die mancherlei Spaziergänge und kleinen Ausflüge (unter anderem nach dem nahegelegenen „Bovden“) mit Kommilitonen, aber auch längere Wanderungen allein und in Gruppen, wie Heine sie mit sorgsam strategischer Verteilung in die *Harzreise* eingefügt hat – mit der bezeichnenden Nuance, daß er solchen Gruppen vorzugsweise als Einzelwanderer begegnet.

Die zweifellos wichtigste, folgenreichste Errungenschaft seiner Göttinger „Schriftstellerei“, die in der *Harzreise* zuerst in voller Entfaltung ans Licht tritt, ist nicht zufälligerweise mit solchen Spaziergängen und Ausflügen auch anderer verbunden, die er mit kompositorischem Bedacht gleich in die ersten Seiten einfügt: beim Verlassen Göttingens am Weender Tor (generalisiert: „In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Gehen“)[25], aber für sich selbst vor allem mit den Motiven der ‚Befreiung‘ aus der philisterhaften ‚Enge‘ und der ‚Gesundung‘ von der ‚Krankheit‘ an ‚Körper‘ und ‚Seele‘ verknüpft.[26] Das wird sich, thematisch bereichert und kompositorisch verfeinert, künftig durch die epochemachende Gattung der Heineschen *Reisebilder* ziehen,[27] ebenso wie die rasch skandalträchtige, neuartige Technik, fakten- und namengesättigte gesellschaftskritische

[25] DHA 2, S. 86.

[26] Zu diesem Komplex: Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung, hg. v. Jürgen Brummack, München 1980, S. 128 ff.

[27] Überblicke dazu bei Höhn (wie Anm. 10), S. 147 ff.; Sammons (wie Anm.10), S. 43 ff.

Skizzen einzufügen. Das hatte er erfolgreich – und Proteste erregend – schon in seinen *Briefen aus Berlin* (1822) ausprobiert: mit Schlaglichtern auf das dortige Theater, seine Akteure und deren Korruptheit, die Rivalitäten und Politaffären, nicht zuletzt etwa den Ballettgenuß von Diplomaten – was ihm prompt Schwierigkeiten mit der preußischen Zensur eintrug.[28] Für die *Harzreise* variierte er diese Technik unter anderem dadurch, daß er die geographische Nähe Göttingens für mancherlei Spiegelungen und Exkurse zu Gottingensia nutzte: die Begegnung mit dem Hofrat B. in Clausthal, auf dem Brocken das Zusammentreffen mit den „Landsleuten“, die vier Tage später aus Göttingen aufgebrochen waren, aber in der ersten Nacht zu Osterode schon (nach kaum sechs Seiten Text) im Traum die Vision von der Göttinger Juristischen Fakultät mit dem „Riesenweib“ der Themis.

Verglichen mit den *Briefen aus Berlin* und ihren hauptstädtischen Großereignissen führen alle diese Göttingen-Exkurse tief in die Provinz, aber mit dem Vorteil der längeren und intensiveren Autopsie und mit der Lizenz, in diesem Fall dem Leser Information über Unbekannteres und nicht weniger Deutschtypisches zu Stadt, Universität, Einwohnern usw. zu geben (so ‚informatorisch‘-pedantisch setzt ja der ganze Anfangsteil ein). Auch in dieser Hinsicht geschieht aus Heines Göttinger „Schriftstellerei“ heraus ein wichtiges Stück Grundlegung des charakteristischen Heineschen Reiseprosastils.

Und ein Drittes, für alle *Harzreise*-Leser gleich zu Beginn fast als Sensation Wahrnehmbares: nach dem Börne-Motto der Auftakt mit einem titellosen Abschiedsgedicht (von Göttingen, ohne Namensnennung das Verallgemeinerbare gerade hervorhebend). Aus Gründen des Umfangs[29] muß hier die Schlußstrophe genügen:[30]

Lebet wohl, Ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

Das durchaus konventionelle Grundmotiv für das ganze Unternehmen, die Antithese von „glatten“, herzlosen Herren und Frauen in der Stadt (Göttingen) und dem Heraus- und Hinaufsteigen in die erholsame, „freie“ Natur (Harz) wird künstlerisch überhöht durch die eingefügten spätromantischen Lieder, die funktional eine den Träumen vergleichbare Stelle einnehmen. Nicht von ungefähr haben die „Ich“-Form und die jeweils sorgfältige ‚szenische‘ Einfügung zur Um-setzung in Gestalt von Illustrationen animiert. Diese Wirkungszeugnisse gehören als Charakteristika dem Produkt von Heines Göttinger „Schriftstellerei“ genuin zu. Das mächtigste der Gedichte, das *Bergidyll* von 51 Strophen in drei Teilen, als „Erleb-

[28] Da es sich um Berliner Dinge handelte, war die Empfindlichkeit besonders groß.
[29] Ergänzungen bietet die Einleitung von Dietmar von der Pfordten in diesem Band.
[30] DHA 6, S. 83.

nis“ eingeführt („und erlebte folgendes schöne Gedicht:“), stehe hier als einziges Beispiel:[31]

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;

[...]

Die Provokation, daß der genießende Reisende „Ich“ sagt, hat der befreundete Dichter und Künstler Johann Peter Lyser[32] noch gesteigert, indem er auf einer 1829 entstandenen Illustration zum *Bergidyll* dem jungen Mann Heine'sche Porträtzüge verlieh. Und Heine hat einen Abdruck des Blatts später der befreundeten Fanny Lewald zusammen mit einer handschriftlich darunter gesetzten Strophe aus dem Gedicht dediziert:[33]

[31] DHA 6, S. 106.
[32] Die sehr persönliche Akzentuierung erklärt sich aus frühen Hamburger Begegnungen.
[33] Abbildung nach Galley (wie Anm.24), S. 50.



Abb. 5: „Bergidyll“

Hier wird ein frühes Exempel der ‚Popularität‘ dieser Szene greifbar, und zwar in einem doppelten Sinn: als Spiel mit der ‚Volkstümlichkeit‘ der vorgeblich unverdorbenen, darbenden Bergbauern (im Gegensatz zu den dekadenten, übersättigten Göttingern) *und* mit der Beliebtheit dieser überdeutlich arrangierten Szene.

Heine selbst hat die *Harzreise* in einer Art Epilog ein „Fragment“ genannt und, auf den ersten Blick überraschend, in der namentlich nicht direkt erwähnten, nur

angedeuteten „Stadt“ Hamburg enden lassen.[34] Dasjenige Ereignis, das sich der junge, aufstrebende Göttinger Freie Schriftsteller vielleicht als heimlichen Höhepunkt der realen Fußwanderung ausgedacht hatte, den Besuch bei dem ebenso hochverehrten wie ängstlich beobachteten Dichterfürsten Goethe in Weimar am 2. Oktober 1824, müssen wir uns aus Briefen und anderen Zeugnissen rekonstruieren.[35] Es gibt viel Spekulation hierum. Fest steht, daß die von Heine ersehnte Begegnung kurz, von psychischen Blockaden bestimmt und im Ergebnis für den Besuchenden tief enttäuschend war. Zu Heines Göttinger „Schriftstellerei“ im ‚weiteren‘ Sinn gehört der Brief mit der Bitte um Audienz, den Heine am 1. Oktober 1824 *in* Weimar an Goethe richtet. Er zeigt nicht zuletzt, wieweit der „Erniedrigungen“ so schwer ertragende junge „Poet“ sich – auch zeitgemäß – erniedrigen zu müssen meinte. Wenige Ausschnitte:[36]

> *Ew. Exellenz*
>
> *bitte ich, mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fort gehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen [...]. Ich bin auch ein Poet, und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte“ und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ (Ratkliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deßhalb vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen zur Verehrung Göthes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre*
>
> *mit Begeistrung und Ergebenheit*
>
> *H. Heine.*
>
> *Weimar d 1' Oktobr 1824.*

Der Göttinger Heine, in dessen poetischen Texten, Prosa, Briefen die Goethe-Anspielungen, Goethe-Zitate immer wieder aufblitzen (auch mit ironischem Beiton), der im Weimarer Kurzgespräch auch ein eigenes *Faust*-Projekt erwähnt haben soll, ist von seinem – meist nur scheinbar widersprüchlichen – Hin- und Hergezogenwerden zwischen Goethekritik und Goetheverehrung (die selbst Verteidigung Goethes etwa gegen die Jungdeutschen einschloß) bis zuletzt nicht losgekommen.[37] Der unermuntert zurückgekehrte Pilger ist fast unverzüglich, noch

[34] Angaben über Versuche der Fortsetzung: s. in DHA 6.

[35] Die puren Spekulationen über die Begegnung lohnen kaum eine nähere Beschäftigung; die wichtigsten Studien dazu bei Sammons (wie Anm.10), S. 44 f.

[36] HSA 20, S. 175.

[37] Dieser größere Zusammenhang ist mit seinen Stufungen und Schwankungen vor allem auf seiten Heines von hoher Aussagekraft; zur Sekundärliteratur: wie Anm. 10 (Sammons).

Mitte Oktober 1824, an sein *Harzreise*-Vorhaben herangegangen, bei dem Goethesche Reiseprosa (und Lyrik) zu den zahlreichen, höchst heterogenen Anregungen gehörte (neben Sterne, Cervantes, Hoffmann, Byron, Irving und anderen).

Was jetzt in Göttingen als *Harzreise* zu entstehen begann, hat Heine selbst später ein wenig kokettierend ein „Lappenwerk“ genannt.[38] Das Novum, das später Aufsehen erregte, stellte gerade nicht Synthesis, sondern Aufeinandertreffen verschiedenartigster Impulse seiner bisherigen Schriftstellerei dar: die desillusionierend scharfe Beobachtung einer in seinen Augen weithin verrotteten städtischen Gesellschaft, und darin der Universitätsgesellschaft mit den wenigen Ausnahmen eines Bouterwek und eines Sartorius; das Ganze in schrillem Kontrast zur äußeren Natur, die etwa mit ihren Bergwerken wiederum auch Zerstörerisches, ja Gefährliches in sich birgt; die zeitpolitischen, zum Teil bornierten Debatten unterwegs; und in den Liedern eine versunkene poetische Welt, die als Zitat brüchig wird, die mit den satirisch-komischen Prosapartien nur noch als Negation oder als verführerisch Schönes kontrastiert.

Wir haben aus der Göttinger Zeit eine Handzeichnung oder auch Kritzelei Heines, die man von Thematik und Struktur her als eine Art Vorstudie zu den Göttingen-Partien der *Harzreise* (und anderer Heinescher Texte) anzusehen versucht sein kann. Auf der Rückseite eines Briefs an den Freund und Jurastudenten Rudolf Christiani aus Lüneburg vom 28. März 1824 (also zwei Monate nach der Ankunft in Göttingen und ein knappes halbes Jahr vor Antritt der Harzwanderung) findet sich Folgendes:[39]

[38] So im Brief an Moser vom 11. Januar 1825 („ein zusammengewürfeltes Lappenwerk“); HSA 20, S. 184.

[39] HSA 20 K, S. 96.

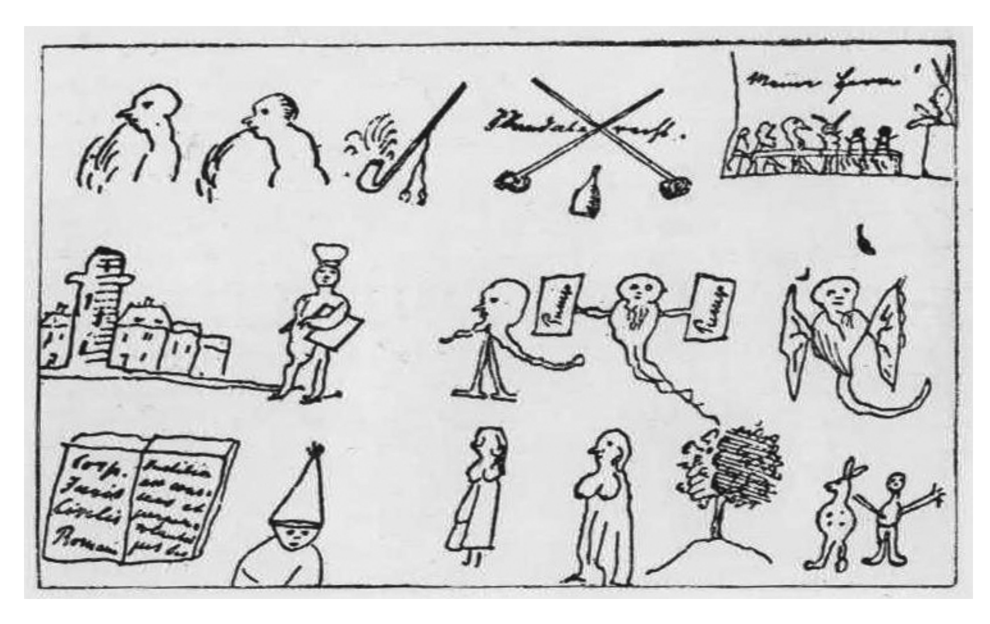


Abb. 6: Zeichnung Heines (Brief vom 28. März 1824)

Es bedarf hier keiner detaillierten Exegese, nur weniger Hinweise: studentisches Leben von seinen Alkohol-Exzessen (oben links) über eine Vorlesung vor einem Bestiarum („Meine Herrn“) über Finanzgespenster (?), das Corpus Juris Civilis, barbusige Damen bis hin zu einem Duo: Esel und Figur (mehr Hampelmann als Mensch). Das Prinzip der Reihung, der Überzeichnung bis zum ‚Närrischen‘ (im älteren Sinn) ist evident, die langen Ohren sind vielleicht auch als Narrenkappen lesbar. In der Mittelzeile bringen die Ordnungsmacht und die Gespenster das Nächtliche und das Angsteinflößende zur Geltung.

Auf naive Chiffren gebracht, ist hier zugleich ein Stück des Raumes abgesteckt, in dem sich Heines Schriftstellerei vollzieht – wenn er nicht gerade nach Emden, Lüneburg oder Hamburg verschwindet, und am sehnsüchtigsten und geistig folgenreichsten: nach Berlin.[40] Göttingen aber bedeutete für den Jurastudenten und den angehenden Schriftsteller nicht zuletzt: die berühmte, exzellente Bibliothek. Hier ein Ausschnitts-Blick auf die damalige Georgia Augusta mit Hauptportal, Bibliothek und Karzer:[41]

[40] Zu den mehreren Semestern dort sind die meist doch zeitlich ausgedehnten Besuche hinzuzunehmen.

[41] Abbildung nach Ziegler (wie Anm.1), S. 40.

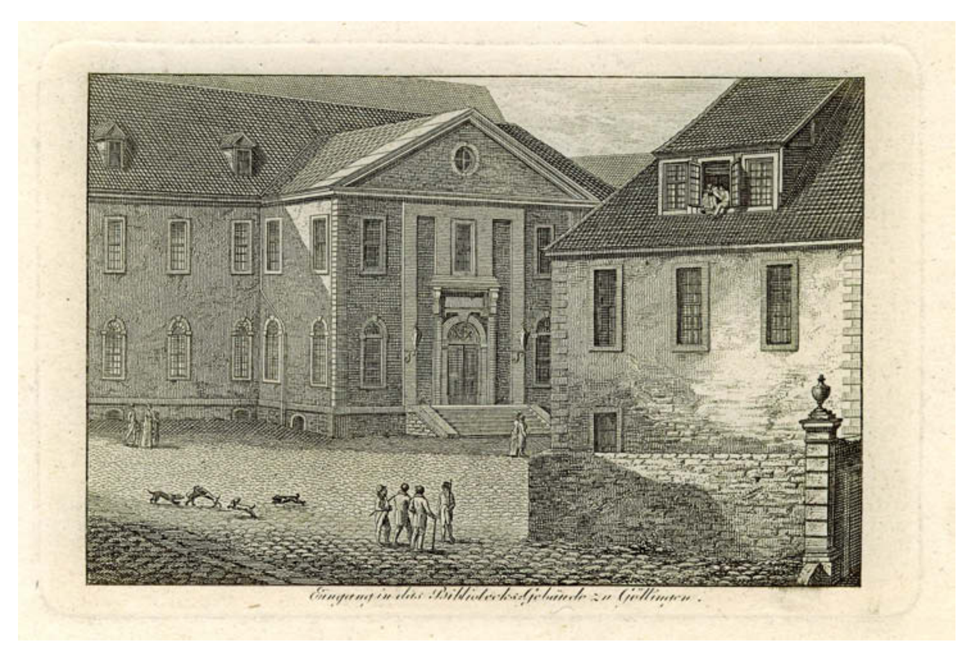


Abb. 7: Eingang zur Georgia Augusta mit Bibliothek (Ausschnitt)

Göttingen verfügte zu Heines Zeit, genauer: um 1820, bereits über eine (im Gründungskonzept der Universität als ‚moderner‘ Schwerpunkt verankerte) der größten und bestausgebauten Bibliotheken Europas mit etwa 230.000 bis 240.000 Bänden. Zu den Hauptsammelgebieten gehörten – neben den Naturwissenschaften – die Felder der „Geschichte“ oder „Historia“ im weitesten Sinne, auch Völker- und Religionsgeschichte, sowie europäische Staats- und Staatenlehre mit der einschlägigen Reiseliteratur, Chroniken und historischen Darstellungen.

Heines Benutzung der Göttinger Bibliothek ist recht gut erforscht,[42] und man kann vorweg sagen, daß der angehende Schriftsteller Heine sie weit intensiver frequentiert hat als der Student – jedenfalls nach der Zahl und Vielfalt der Titelausleihen.[43] Sie leiten sich wesentlich aus drei Interessengebieten her:[44] Vorstudien zu einer Tragödie, die in Italien spielen sollte,[45] zugleich von Nutzen für eine spä-

[42] Walter Kanowski, Heine als Benutzer der Bibliotheken in Bonn und Göttingen, in: Heine-Jahrbuch 12 (1973), S. 129–153; mehr spekulativ ausgerichtet, im Konkreten weniger ergiebig, Jochen Hörisch, Heine in Göttingen. Geschichte einer produktiven Traumatisierung, in: Heine-Jahrbuch 23 (1984), S. 9–21.

[43] Hinzu kommen (für beide Bereiche) die Konsultationen einzelner Titel (etwa Nachschlagewerke) aus dem Präsenzbestand.

[44] Nicht berücksichtigt sind hierbei einzelne Titel aus der „Schönen Literatur“, die Heine entlieh, wie von Arnim/Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* (Kanowski [wie Anm. 42], S. 133).

[45] Die Quellenstudien zu *Almansor* waren in Bonn im wesentlichen schon abgeschlossen worden.

tere Italienreise; Quellen zur Geschichte der Inquisition, wobei rechts-historische Momente sich mit der Frage nach Glaubensfreiheit und Glaubens-wechsel (auch seinem eigenen) durchkreuzen; schließlich – der umfangreichste Komplex – Geschichte des Judentums mit Schwerpunkt auf den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Jahrhunderten, der eigenen Biographie entsprechend mit besonderem Augenmerk auf Frankfurt und etwa Limburg.[46] Das Projekt einer historischen Novelle *Der Rabbi von Bacherach* wurde für die Göttinger Zeit der mit Abstand aufwendigste Komplex des Quellenstudiums in der Bibliothek.

Heines Interesse an der Geschichte des Judentums wurde vor allem während seiner wiederholten Aufenthalte in Berlin geweckt, namentlich in den zwischen den beiden ungleichen Göttinger Perioden eingeschobenen Berliner Semestern (April 1821 – Mai 1823). Entscheidend hierfür wurden, wie man weiß,[47] Gründergestalten der Judaistik wie Leopold Zunz und Eduard Gans, ebenso wie Heines eigene Aktivitäten im neugegründeten „Verein für die Cultur und Wissenschaft der Juden“ (der Komplex ‘Heine und Judentum’ wird anderwärts genauer dargestellt).[48] Mehrere der Berliner Freunde konsultierte Heine auch noch von Göttingen aus brieflich in judaistischen Fragen.

Ähnlich wie Heine schon während der Bonner Periode auf dem Feld der Schicksalstragödien in Versen eine Modegattung für sich zu erobern suchte (übrigens auch mit Hilfe der dortigen Universitätsbibliothek)[49] und schließlich *Almansor* (erschienen 1823) und *William Ratcliff* (ebenfalls 1823) auf den Markt brachte, folgte er mit der historischen Novelle des *Rabbi* (wie er selbst häufig abkürzend zitierte) einem aktuellen europäischen Trend, hier vor allem demjenigen Scotts. Der mittelalterliche Stoff des *Rabbi* war in diesem Fall freilich neu, und die Göttinger Bibliothek bot eine bemerkenswerte Fülle von Quellen – darauf bezieht sich zumeist das in Heines Briefen erwähnte „Chronikenlesen“ (worin er sich allerdings schon in Bonn – unter anderem an Quellen zur spanischen Geschichte, s. *Almansor* – geübt hatte). Die Liste des von Heine in der Bibliothek Eingesehenen und zum Teil auch Exzerpierten ist eindrucksvoll;[50] Göttingen konnte auch hier mit Vielfalt und Qualität der Bestände glänzen, von der 15bändigen *Histoire des Juifs* von Basnage über die *Limburger Chronik* (der Heine viele Zitate entnahm) bis hin zu den *Jüdischen Merckwürdigkeiten* von Schudt, die auch die antisemitischen Überlieferungen enthielten (und beispielsweise auch in der Hausbibliothek von Goethes Vater standen, damals fast schon ein ‚Hausbuch‘).

Für den engagierten und ehrgeizigen Schriftsteller (und Jurastudenten) Heine ergab sich mit dem *Rabbi*-Projekt in Göttingen eine paradoxe Situation. Einerseits

[46] Tief eingeprägt hat sich für Heine – auch im Hinblick auf seinen späteren *Rabbi* – der Besuch mit dem Vater in Frankfurt a. M. im September 1815 (sogar mit dem Versuch einer Lehrzeit).

[47] Das Wichtigste ist zusammengefaßt bei Sammons (wie Anm. 10), S. 15–21 (mit Literatur).

[48] Siehe den Beitrag von Jürgen Gidion in diesem Band.

[49] Dazu Kanowski (wie Anm. 42).

[50] Kanowski (wie Anm. 42), S. 131–137.

war die Quellenlage – für den belletristisch noch nicht hinreichend aufgearbeiteten Stoff – nahezu ideal und die Motivation, sich eines wichtigen Teils der eigenen Herkunft zu versichern, hoch. Auf der anderen Seite verwehrten die Fülle und die Fremdheit der Gegenstände (trotz Bibliotheks-Geübtheit seit der Bonner Zeit) jenes zügige Vorankommen im Sammeln und Schreiben, das er von seinen anderen belletristischen Arbeiten her, insbesondere denen in Prosa, gewohnt war. Zudem mußte er für die historische Novelle mit mittelalterlichem Juden-Sujet erst eine eigene Schreibart entwickeln (das kann hier nicht näher verfolgt werden).[51] Viele Zeugnisse sprechen dafür, daß dieses Segment der Göttinger Schriftstellerei Heines – das ja ebenfalls unter dem „Maulkorb“-Imperativ stand, weil dem Jura-Abschluß nicht dienlich – mehr und mehr auch als Last, ja als lähmend wirkte. Die fast ostinaten, lapidaren Erwähnungen des „Chronikenlesens“ gehören hierzu. Das *Rabbi*-Vorhaben, in Berlin angestoßen, in Göttingen immerhin um einige Abschnitte mühsam vorangebracht,[52] blieb, wie die *Harzreise*, Fragment. Spät noch einmal aufgenommen, im Frühjahr 1840, bezeichnenderweise unmittelbar nach dem *Ludwig Börne*, erschien der (gegenüber Göttingen) erweiterte Text im Druck[53] und hat immerhin das Bild des Erzählers und des jüdischen Autors Heine stark mitgeprägt. Noch der überarbeiteten Druckfassung merkt man an, daß diese Arbeit dem Göttinger Schriftsteller „sauer“ angegangen ist.[54]

Ein letztes, freilich weit ausgreifendes Feld des an seiner Karriere bastelnden Autors verdient noch Aufmerksamkeit: der möglichst frühzeitige Aufbau eines belletristisch-publizistischen Kommunikationsnetzes. Das hatte selbstverständlich schon während der Bonner Periode begonnen, ja Anfänge reichen bis in die Hamburger Lehrzeit zurück.[55] Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien, Almanache beziehungsweise deren Herausgeber und Verleger für sich zu gewinnen und warmzuhalten, war unumgängliche Pflicht eines angehenden Freien Schriftstellers, noch dazu angesichts der seit Lessings Zeit sprunghaft angewachsenen literarischen Produktion.[56] Wieviele politische Rücksichten dabei in Heines Periode zusätzlich zu beachten waren, seit dem Wiener Kongreß und insbesondere seit den Karlsbader Beschlüssen vom August 1819, bedürfte eigener Darlegung.[57] Für Heine speziell wurde die Rücknahme vieler Judenreformgesetze zu einer zusätzlichen Belastung. Im folgenden nenne ich wenige ausgewählte *concreta* jenes Netzes, in das sich Heine

---

[51] Gründlich einführend Höhn (wie Anm. 10), S. 359–367. Neben Schwierigkeiten des Sujets stellte sich für Heine selbst (wie für die spätere Forschung) wiederholt die gewichtige Grundfrage, ob Heine vom „Talent her auch genuiner Erzähler“ sei.

[52] In Göttingen dürften Kapitel 1 und größere Teile von Kapitel 2 entstanden sein. In der Forschung umstritten ist, ob der Schwerpunkt der konzeptionellen Arbeit in der frühen Phase oder erst um 1840 liegt.

[53] Innerhalb des *Salons* von Heine, 1840 bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

[54] Brief an Rudolf Christiani vom 24. Mai 1824; HSA 20, S. 164.

[55] Siehe Anm. 54.

[56] Wie Anm. 20.

[57] Guter Überblick bei Höhn (wie Anm.10), S. 4–11, S. 16–25.

schon vor und dann vor allem während seiner Göttinger Zeit hineinarbeitete. Der Beginn an der Georgia Augusta bedeutete in dieser Hinsicht keinen Nullpunkt.

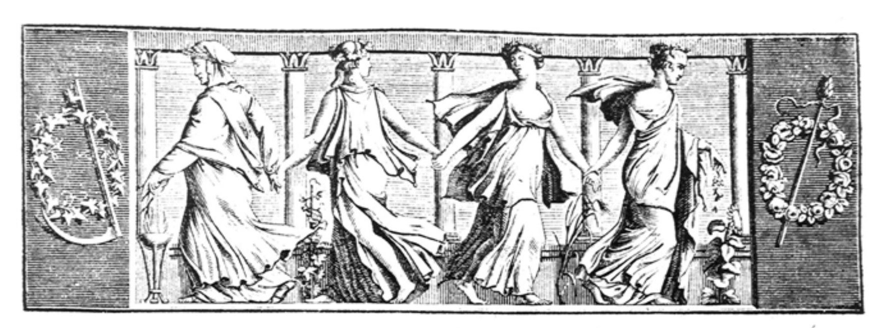
Schon während seiner frühen Hamburger Zeit bei Verwandten 1816/17 (mit der gescheiterten Banklehre) knüpfte der kaum zwanzig Jahre alte Heine Beziehungen zur dortigen Literatur- und Zeitschriftenszene. Die ersten beiden eigenen Gedichte, die Heine im Druck sah, waren *Zwei Lieder der Minne*, erschienen 1817 in *Hamburgs Wächter*.[58] Noch von Göttingen aus hat er zusätzlich auf alte Düsseldorf-Bonner, auf rheinische Beziehungen zurückgegriffen, so besonders den *Rheinisch-Westfälischen Anzeiger* (seit November 1820). Um es abzukürzen: Da Göttingen für einen angehenden Poeten nur recht begrenzte Veröffentlichungs-möglichkeiten bereit hielt – man denke zum Vergleich etwa an Leipzig –, richtete sich Heines Strategie, nicht nur im Hinblick aufs Publizieren, von früher Zeit an auf Berlin (die Semester dort, nach dem ersten Göttinger Aufenthalt, boten dazu beste Gelegenheit). Von den *Briefen aus Berlin* und von seinen jüdischen Studien war schon kurz die Rede. Heine wußte in Berlin Literaten von Rang und Namen als Protektoren zu gewinnen, darunter Karl Leberecht Immermann und E. T. A. Hoffmann, der die Spannung von Poesie (und Musik) und alltäglicher Jurisprudenz nach einem eigenen Muster zu leben versuchte. Von unschätzbarem Wert aber wurde für Heine die enge Beziehung zu Rahel Varnhagen, geb. Veit, und dem belletristisch vielseitigen Karl August Varnhagen von Ense, der über nützliche Beziehungen bis hinein in die preußischen Ministerien und in die Diplomatie verfügte. Die beiden führten Heine nicht nur in ihren berühmten spätromantischen Salon ein. Sie unterstützten ihn weiter durch sehr positive Rezensionen (so vor allem Karl August), durch Empfehlungen, durch Verteidigung in Kontroversen, auch nachdem Heine, um sein Studium auf Druck der Familie abzuschließen, nach Göttingen zurückgekehrt war (Januar 1824).[59] Ein wesentlicher Teil von Heines schriftstellerischer Existenz blieb während der Göttinger Zeit auf Berlin ausgerichtet.

Aus den weitgespannten publizistisch-belletristischen Beziehungen, die sich Heine trotz des „Maulkorbs" geschaffen hatte und auch von Göttingen aus nutzte, sei *ein* Periodicum beispielhaft erwähnt: dasjenige, in dem immerhin *Die Harzreise* zuerst erschien: die erste Hälfte des Fragments Ende Januar 1836, die zweite Hälfte Anfang Februar in der Zeitschrift *Der Gesellschafter*, herausgegeben von dem Publizisten und Holzschneider Friedrich Wilhelm Gubitz in Berlin. Schon in seiner früheren Berliner Zeit, als er noch die rheinischen Verbindungen pflegte (Ende 1822), hatte er Kontakte angeknüpft, und Mitte Januar 1823 erschien Heines Bericht *Ueber Polen*:[60]

[58] Noch unter einem Pseudonym, das nur für wenige auflösbar war: „Sy Freudhold Riesenhart" (Anagramm aus „Harry Heine, Düsseldorf"). Die Gedichte wurden für das *Buch der Lieder* umgearbeitet.

[59] Die Kontakte werden vorübergehend schwächer, bis Varnhagen am 30. Juni 1826 im *Gesellschafter* eine Rezension der *Reisebilder* veröffentlicht.

[60] Zur ganz frühen Reiseprosa im buchstäblichen Sinn gehören diese Texte auch insofern, als sie Eindrücke von einer Reise wiedergeben, die Heine im August/September 1822 auf Einladung des jungen Grafen von Breza durch den preußisch besetzten Teil Polens unternommen hatte.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1823. Freitag den 17. Januar. 10tes Blatt.

Ueber Polen.

Geschrieben im Herbst 1822.

1.

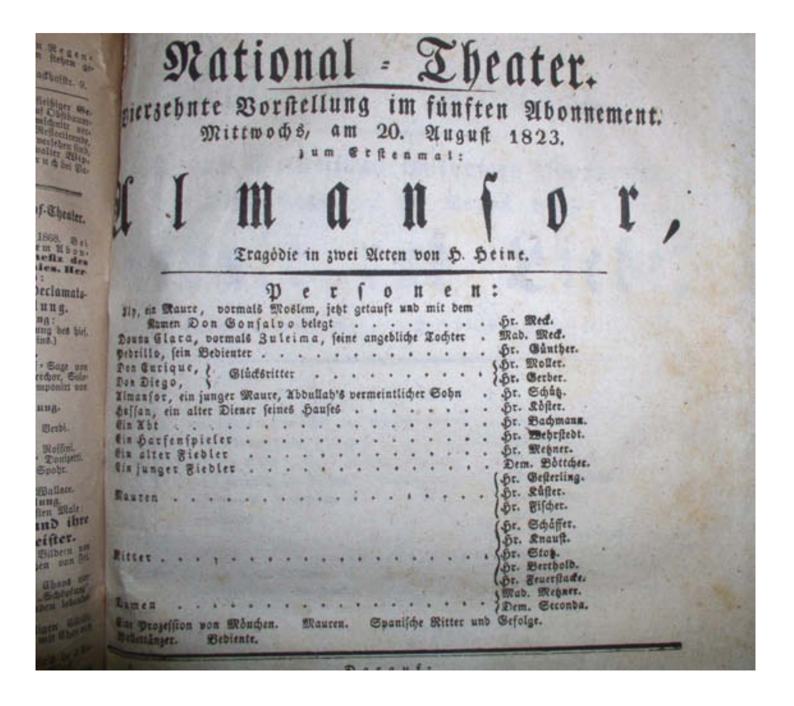
Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Queer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen; nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Aeußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mit zu theilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseyns und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervor sprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkührlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Aermel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Pol-Röcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Costüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasiren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören, und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmüthiger Gruppirung, die Betrachtung zu machen scheinen: daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch

Abb. 8: Reiseprosa vor der *Harzreise*

Für *Die Harzreise* wurde *Ueber Polen* eine wichtige Vorstufe im Gattungsbereich der Heineschen Reiseprosa. Daß im *Gesellschafter* die ersten Lieferungen der *Harzreise* – von Göttingen aus – erschienen, war von dorther nur folgerichtig – bis Heine Julius Campe in Hamburg kennenlernte (Ende Januar 1826) und noch vor der 2. Hälfte der *Gesellschafter*-Lieferungen mit ihm einen Vertrag über die Buchausgabe der *Harzreise* schloß.

Von den Weiterungen, die dann mit dem Namen Campe verbunden sind, kann hier nicht die Rede sein. Bei den Abschätzungen der Göttinger Zeit und ihrer Resultate für Heines Schriftstellerei werden die Grundlegungen zu diesem Komplex gerne vergessen. Episodisch, aber nicht weniger charakteristisch bleibt noch der Versuch des Göttinger Heine, die Fühler zum Bereich des Theaters auszustrecken. Immer noch glaubt er, die Verstragödien *Almansor* und *William Ratcliff* seiner Karriere dienstbar machen zu können. Die Buchausgabe (April 1823) versendet er strategisch an Einflußreiche und Freunde (auch an Goethe; und im Brief vom 1. Oktober 1824 erinnert er ausdrücklich daran). Heine hat Berlin bald schon wieder verlassen (19. Mai 1823) und ist später auf dem Weg über Lüneburg und Hamburg mit Plänen beschäftigt, das Studium in Göttingen fortzusetzen. Offenbar über persönliche Beziehungen und unter der Gunst der regionalen Nähe gelingt es ihm, im Braunschweigischen „National-Theater“ für August 1823 eine Aufführung des *Almansor* unterzubringen:



National - Theater.

ierzehnte Vorstellung im fünften Abonnement.

Mittwochs, am 20. August 1823.

zum Erstenmal:

lmansor,

Tragödie in zwei Acten von H. Heine.

Personen:

ly, ein Maure, vormals Moslem, jetzt getauft und mit dem Namen Don Gonsalvo belegt	Hr. Meck.
Donna Clara, vormals Zuleima, seine angebliche Tochter	Mad. Meck.
Pedrillo, sein Bedienter	Hr. Günther.
Don Enrique, Don Diego, } Glücksritter	Hr. Moller. Hr. Gerber.
Almansor, ein junger Maure, Abdullah's vermeintlicher Sohn	Hr. Schütz.
Hassan, ein alter Diener seines Hauses	Hr. Köster.
Ein Abt	Hr. Bachmann.
Ein Harfenspieler	Hr. Wehrstedt.
Ein alter Fiedler	Hr. Metzner.
Ein junger Fiedler	Dem. Böttcher.
Mauren	Hr. Gesterling. Hr. Küster. Hr. Fischer.
Ritter	Hr. Schäffer. Hr. Knaust. Hr. Stotz. Hr. Berthold. Hr. Feuerstacke.
amen	Mad. Metzner. Dem. Seconda.

Prozession von Mönchen. Mauren. Spanische Ritter und Gefolge. tänzer. Bediente.

Abb. 9: Mißerfolg auf dem Theater

Die Aufführung in der Inszenierung durch August Klingemann muß als ein Mißerfolg gelten (Pfiffe, Buhrufe u. a.). Die Rezensionen zwischen 1823 und 1826 fallen wesentlich positiver aus, namentlich die von Freunden wie Moses Moser, Johann Baptist Rousseau und natürlich Varnhagen von Ense. Man erhoffte sich von dem Debütanten noch etwas auf diesem Feld.[61] Auch dies ist als ein nicht unwichtiger Zug in das Bild des Göttinger Schriftstellers Heinrich Heine einzuzeichnen.

Heines Promotion zum Dr. juris, ihr Kontext, ihr Verlauf und die Resultate (mit dem Abschluß am 20. Juli 1825) finden ihre fachkundige Analyse und Würdigung durch Okko Behrends.[62] Es lohnt sich, für einen Moment noch ein paar Details aus dem ‚Danach‘ Aufmerksamkeit zu schenken. Was sich an den Promotionsakt anschloß, sozusagen im Tages-Takt, wirft in symbolischer Weise ein Schlaglicht auf die Bedingungen und die eingetretenen Wandlungen der „Maulkorb“-Ära. Naturgemäß ist es der Oheim Salomon, der als erster (wohl am 21. Juli)[63] vom erfolgreichen Abschluß unterrichtet wird – endlich ist das mehrfach unter quälenden Empfindungen hinausgeschobene Ziel erreicht. Aber gleich wird der Wunsch angeschlossen, sich in einem Seebad zu erholen. Der Rhythmus von Erschöpfung und Genesungsbedürfnis greift auch über die Göttinger Ära hinaus. Kaum ein Anzeichen dafür begegnet, daß Heine sich endlich ‚frei‘ fühlt.[64] Erst nach dem Onkel werden die Eltern bedacht.[65] Von herausragender Bedeutung für Heines geistige Anregungen, für neue Ideen ist der Berliner Kreis. Am 22. Juli schon geht ein Brief an den engen Freund und verläßlichen Berater Moses Moser hinaus, mit einem Kurzbericht über die Promotion und: mit Mehrfertigungen der Thesen, zum Verteilen an die Freunde.[66]

Der „Poet“ bleibt dabei ostentativ präsent. Beigelegt findet sich das große, ‚zentrale‘ Gedicht *Bergidyll* aus der *Harzreise* (s. Abb. 5). Im Abstand von mehr als einer Woche wird die verheiratete Schwester benachrichtigt (31. Juli),[67] auch über geplante Reisen, und daß er sich in Hamburg (wo „die Mittel meiner Subsistenz“ noch unsicher sind) oder in Berlin niederlassen wolle („wo mir gleich mehr Erwerbsquellen offen stehen“).[68] Auf die persönlichen Abschiede in Göttingen (Freunde, Bekannte; am 31. Juli noch der „Doktorschmaus“) folgt zielsicher die

[61] Das Wichtigste knapp zusammengefaßt bei Höhn (wie Anm. 10), S. 42 und 45. Die Forschung tut sich bis heute schwer, die während der Göttinger Periode für Heines Schriftstellerbewußtsein wichtigen Verstragödien dem Bild des künftigen ‚Weltpoeten‘ plausibel einzufügen.

[62] Vgl. seinen Beitrag in diesem Band.

[63] Die folgenden Angaben stützen sich überwiegend auf den in Anm. 6 nachgewiesenen Brief an Moses Moser in Berlin vom 22. Juli 1825 (dazu die Erläuterungen in HSA 20 K, S. 125; auch S. 124 zum Brief vom 1. Juli an Moser)!

[64] Die einschlägigen Signale vor allem in den Briefen dieser Tage sind eher verhalten. Die materiellen Perspektiven sind ja durchaus ungewiß.

[65] So zu erschließen.

[66] HSA 20, S. 206 f.

[67] Als Begründung nennt Heine die Annahme, sie sei schon von Lüneburg aus, d. h. von den Eltern, benachrichtigt worden (HSA 20, S. 208).

[68] HSA 20, S. 209.

Abreise nach Norden, zur See: über Emden nach Norderney. Vermutlich noch in den ersten Tagen, als die Natur zu wirken beginnt („befinde mich wohl“), regt sich der „Poet“ mit der Arbeit an seinem ersten *Nordsee*-Zyklus, der die so Göttingen-lastige *Harzreise* auf eine neue Stufe hebt.

Im Rückblick auf die Göttinger Jahre läge es nicht fern, von einem Heineschen „Doppelleben“ zu sprechen. Heines Verwirrspiele gegenüber der Familie, mitunter auch nur halb gelungen, gehören hierher, aber auch der Reiz des den ökonomischen Zwängen Abgetrotzten. Überdies wußte er durchaus, daß der Oheim und die Eltern wußten, daß er von seiner „Schriftstellerei“, gar der „poetischen Melodie“ nicht ließ. In der ‚studierenden‘ und der ‚schreibenden‘ Arbeit selbst durchmischten sich die Schufterei und das – seltenere – Empfinden des Gelingens. Wenn der Studiosus Heine unter dem Corpus Juris stöhnt, nimmt sich der Klang bisweilen kaum anders aus als beim immer wieder reportierten „Chronikenlesen“ für den *Rabbi von Bacherach*. Und der *Rabbi* wiederum begleitete ihn nach der Promotion noch auf Jahre, eingespannt zwischen eingegangener Verpflichtung (auch gegenüber der jüdischen Überlieferung), Faszination durch die *Rabbi*-Welt und Ahnung eines künstlerischen Scheiterns. Und das Seßhaftwerden, das ja durch die Göttinger Promotion ermöglicht werden sollte, blieb ihm verwehrt: Weder eine Advokatur in Hamburg noch eine Dozentur in Berlin (dann München) öffneten sich ihm – wenn das denn überhaupt den „Schriftsteller“ mitgetragen hätte; Spekulationen darüber sind längst ausgereizt. Partiell in die Funktion Salomons, freilich ohne „Maulkorb“-Konditionen, rückte Campe, mit dem der Geld-Friede sich nicht einstellen wollte. Und von eigentümlicher Symbolik, wie eine Wiederholung eines Göttinger Kapitels, erscheint es, daß Heines Londoner Reise im April 1827 noch einmal eines Kreditbriefes des Oheims Salomon bedurfte (mit dem fast vorhersehbaren Effekt, daß der Neffe den Brief gegen den Willen Salomons vorzeitig einlöste).[69]

Mit der *Harzreise* brachte Heine schließlich die Göttinger Autoritäten gegen sich auf – da mußte ein Bücherverbot[70] ziemlich wirkungslos nachzuholen versuchen, was der Maulkorb nicht durchzusetzen vermocht hatte.

[69] Sogar Heines Mutter ist noch damit befaßt und konfrontiert den Sohn mit Vorwürfen; Heine aber verteidigt sein Verhalten.

[70] Für Jahre durfte die Harzreise in Göttingen weder verkauft noch öffentlich verliehen werden.

Heines Judentum

Jürgen Gidion

I. Vorwort

> *„Ich habe Ihnen doch schon den Wahn benommen dass ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sey. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, dass es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederhallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkeley aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht...“* Aus: *Brief an Moses Moser.*

Wer sich auf Heines Werk – und Vita – einläßt auf der Suche nach Grundsätzen und Prinzipien, lebenszeitlang unverändert gültig und in gleichbleibender Entschiedenheit vertreten, sieht sich bald in Schwierigkeiten. Man tut gut, sich auf Ambivalenzen, ironische Brechungen, vordergründige Nicht-Eindeutigkeit einzustellen, mit einem stets bereitliegenden „Andererseits“ zu rechnen, das sich auch an entfernter Stelle finden mag, aber im Denken des Autors verbunden ist.
Das gilt naturgemäß in besonderem Grade dann, wenn der Gegenstand der Reflexion etwas so Intimes, zugleich aber auch Weites und Vages, sich im Laufe des Lebens notwendig Wandelndes ist wie die eigene Religiosität oder die Beziehung zu dem, was wir – das Wort vorläufig im Herzen – unbekümmert sein Judentum genannt haben.

(Der Einleitungsbrief mag als kleine Kostprobe seines Denkstils gelten. Er war eben nicht „heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit" wie die Menschen auf Norderney. Er war ein von Zweifeln angekränkelter, kritischer Intellektueller.)

Eine besondere Schwierigkeit des Themas liegt zudem in der Tatsache, daß die Frage nach dem „Judentum" sich nicht aus dem Blick auf Texte umstandslos beantworten läßt. Briefe, Aufsätze, Essays usw.: Das sind entscheidende Dokumente, aber das Gesagte und Geschriebene ist nicht identisch mit der gelebten Überzeugung, der praktizierten Religiosität, von der wir nur eine ungefähre, eine sekundäre Kenntnis haben können. Mit gutem Grund mahnt die seriöse Forschung nachdrücklich zur Vorsicht und Behutsamkeit im Urteil gerade bei diesem Thema, das jene Präzision nie wird erreichen können, die bei eng textexegetischen Vorhaben möglich ist.

Zudem: Heines Stil in den Kommentaren zu dieser „Sache" ist nicht der einer gelassenen Erörterung. (Die findet sich ja in seinen Texten ohnehin eher selten.)

Um seinen oft kämpferischen Gestus ebenso wie seine mit Wehmut durchmischte Ungeduld gerade bei meinem Thema angemessen zu verstehen, ist ein Blick auf seine Zeit als Folie und Bedingungsfeld seiner Arbeit als Dichter und Schriftsteller notwendig.

Ich spreche also in gebotener Kürze zunächst über die Rechtslage der Bevölkerungsgruppe, zu der Heine sich nolens volens zählte; bedenke dazu biographische Fakten, sofern sie auf mein eigentliches Thema sich beziehen oder bezogen werden müssen; sodann – im Hauptteil – von der „Religiosität des Antireligiösen", wie Heine sich selbst einmal gekennzeichnet hat.

II. Über die bürgerliche Stellung der Juden

„Über die bürgerliche Verbesserung der Juden": So lautet bekanntlich der Titel eines der wichtigsten liberalen Texte des späten achtzehnten Jahrhunderts (Christian von Dohm, 1781 und 1783), der manche juristische Emanzipations-Maßnahme vorwegnahm oder indirekt womöglich anregte – und im übrigen von Goethe mit allerhöchstem Mißtrauen als Unruhefaktor und Traditionsstörer mißbilligt, mindestens übersehen wurde. An diesen Text ist immer zu denken, wenn man auf Dokumente zu Emanzipationsgeschichte schaut, wie das im folgenden geschieht.

Unzweifelhaft hatte sich die Rechtsgrundlage jüdischer Bürgerexistenz in Heines Lebenszeit verbessert. Immerhin hatte es im Bereich des Staatsbürgerrechts folgenreiche Ereignisse und Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung gegeben, die aus dem Diskurs der Zeit nicht wegzudenken waren. Ich rufe das in Erinnerung, um den Hoffnungs- und Erwartungshorizont der halbwegs geschichtsbewußten jüdischen Bürger dieser Zeit zu kennzeichnen:

– die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und ihre Vorstufen, in denen sich Sätze finden, die buchstäblich Geschichte machten („all men are created equal ... “);
– die französische Revolution, wenigstens in ihrer ersten Phase und in ihrer Programmatik, die auf eine Egalitätsforderung hinauszulaufen schien; Montesquieus Studie „Sur la reforme politique des Juifs“ lehnt sich eng an die Dohmsche Schrift an und bildet die Grundlage für das Dekret der Nationalversammlung von 1791, in dem den Juden die völlige Gleichberechtigung mit allen Rechten und Pflichten eines französischen Bürgers zuerkannt wird;
– Napoléons Code Civil und die damit verbundenen Emanzipationsgesetze für Minderheiten, also auch für die jüdische Bevölkerung;
– das Toleranzedikt Josephs II., das – schon 1782 verfügt – nach und nach mehrere deutsche Staaten zur Nachahmung anregte, zum Beispiel das wichtige Judenedikt von 1812 bewirkte, im wesentlichen auf Initiative Hardenbergs erlassen, aufruhend auf philosophisch-humanitären Überlegungen Wilhelm von Humboldts.

Scheinbarer Zuwachs an Rechtssicherheit während Heines Lebenszeit also – aber dieser Zustand war nicht verläßlich, nicht stabil und wurde immer wieder unterlaufen bzw. durch regionale Sonderregulative eingeschränkt:

1822 bereits wurde die Zulassung von Menschen jüdischen Glaubens zu akademischen Ämtern teilweise zurückgenommen (in Preußen, aber auch in Bayern). Die Karlsbader Beschlüsse – Grundlage aller restaurativen und Liberalität einschränkenden Tendenzen, zunächst auch gegen die Burschenschaften gerichtet – waren zwar primär politisch gezielt, hatten Versammlungsverbote und Zensurmaßnahmen zur Folge, aber ein leichter judenfeindlicher Unterton war unverkennbar, war Ausdruck des „Klimas“ nationaler Emphase und prägte dieses zugleich.

Aber Recht und gesellschaftliche Wirklichkeit sind bekanntlich nicht identisch. Die faktischen sozialen Barrieren der weit verbreiteten und historisch verwurzelten Vorurteile, die das Alltagsleben am Ende bestimmen, ließen sich durch Paragraphenwechsel oder amtliche Dekrete nicht ohne weiteres niederlegen, wie an dieser Stelle nur ein Beispiel zeigen mag:

1819 verbreitete ein anonymer Traktat christlicher Observanz eine antijüdische Proklamation; es kam in vielen Orten Deutschlands zu Drohungen und Schikanen, sogar zu Enteignungen von Juden durch die sog. Hep-Hep-Bewegung – und das ist ja die Abkürzung der aggressiven Parole: Hierosolima est perdita.

Heine war über diese und ähnliche Vorfalle natürlich genau informiert, sah sich in seiner Skepsis und seinen Erwartungen oder Befürchtungen bestätigt, warb trotz seiner Empörung gleichwohl für Ausgleich, Toleranz und Verständigung, so gut er konnte. Er warnte zum Beispiel in der 1820 erschienenen Tragödie *Almansor* mit den prophetischen Sätzen:

Almansor:
Wir hörten, dass der furchtbare Ximenes
Inmitten auf dem Markte zu Granada –
Mir starrt die Zung` im Mund – den Koran
In eines Scheiterhaufens Flamme warf!

Hassan:
Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher
Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.

Das sind in Göttingen ebenso vertraute wie einzigartig interpretierte Verse (Albrecht Schöne). Die Vorfälle, auf die sich der Text bezieht, lagen historisch und geographisch in weiter Ferne und zugleich – wie wir heutigen Leser wissen – verweisen sie auf eine damals unvorstellbare Zukunft, die für uns nun schon wieder schamvoll erinnerte Vergangenheit ist.

Man höre noch einmal auf ein anderes, ein Frauen-Schicksal, und man erinnere sich dabei an die großen Illusionen, die sich an die zitierten Rechtsversprechungen geknüpft hatten:

Eine der ersten emanzipierten Frauen der Zeit war Fanny Lewald (geb. 1811) aus bürgerlichem jüdischen Hause. Getaufte Jüdin (das half also nicht), als Schriftstellerin unabhängig und unbestechlich in ihrem Urteil über die Mentalität der politischen Klasse ihres Landes, in dessen Kultur sie sich genau wie Heine eingebettet wusste (das half also auch nicht).

Ihre Eltern konnten nicht etwa umstandslos die Ehe schließen. Erst durch allerhöchste Intervention – Beziehungen zum Adel – erhalten sie die Genehmigung, sich in Königsberg überhaupt niederzulassen – das war faktisch geltendes Recht auch noch nach dem genannten Judenedikt von 1812. Die Einschränkungen – Schikanen eher – gingen weiter, waren gerade in ihrer Kleinlichkeit verletzend. Z.B erhielt nur jeweils ein Kind einer Familie das Anrecht, sich in Preußen niederzulassen.
Ein Zeitbild, und von solchen hatte Heine viele vor Augen.

Selbst mit gutem Recht – wenn man seine erwähnte Rolle in der Zusammenarbeit mit Hardenberg bedenkt – als souveräne Humanisten, damit auch als sogenannte Philosemiten eingeschätzte Personen des öffentlichen Lebens hatten Teil an einer – kaum noch – geheimen Unterhöhlung der ohnehin labilen Position der jüdischen Mitbürger: Wilhelm von Humboldt teilte seiner Frau – und wohl nicht nur dieser – mit:

„Ich liebe die Juden auch nur en masse; en detail gehe ich ihnen aus dem Wege“ (1816).

Eine Überzeugung, die auch von dem Göttinger Orientalisten Michaelis – auch er keineswegs herausragend als „Judenfeind“ – geteilt worden zu sein scheint, der auch an dem berüchtigten Aussiedlungsplan des Freiherrn von Monster von 1785 Gefallen fand. Es ging dabei – der heutige Leser mag es kaum glauben – um die

Konzentrierung der Juden in unbesiedelten Territorien, mit deren „Peuplierung“ auch noch ein wirtschaftlicher Nutzen verbunden war. Der Begriff wurde benutzt von Friedrich II. und verweist auf den ökonomischen Neben- oder gar Hauptgedanken des prestigeträchtigen Toleranzbekenntnisses.

Dieses erwies sich in der Praxis immer wieder als „relativ“ gültig, Lessing-fern, an die Bedingung der „Selbstnegierung“ offen oder insgeheim geknüpft.
Zur Erinnerung: Selbst das Renommee eines weltbekannten Philosophen schützte nicht vor allerhöchster Diskriminierung: Moses Mendelsohn wurde von dem toleranten Schöngeist in Sanssouci der Status eines Schutzjuden – das hätte Erleichterung, Sicherheit und eine gewisse Freiheit gebracht – ebenso verweigert wie die Aufnahme in die Akademie zu Berlin.

Große Teile der jüdischen Bevölkerung – die bürgerlichen Gruppen natürlich in erster Linie – hatten schon früh vor dem hier angedeuteten Erfahrungshintergrund durch Assimilationsbemühungen eine Emanzipation angestrebt, also versucht, einfach die von den Gegnern behaupteten Unterschiede unmerklich zu machen, deutsche Bildung und Kultur im Geiste Kants und Lessings zu pflegen, und das gewiß nicht nur als Alibi und Tarnmaßnahme. Darin steckte viel Hoffnung, und es war Ausdruck des Vertrauens darauf, daß den Bekenntnissen zur Toleranz, die man unter den sogenannten gebildeten Christen durchaus hören konnte, auch wirklich Duldung des Fremden bei Wahrung seiner Identität folgen würde. Viele versuchten es mit der Konvertierung, also der keineswegs ohne weiteres zu vollziehenden Maßnahme der Taufe. Und wie sich zeigte, half das nicht immer.

Im übrigen fühlten sich viele – genau wie Heine – als deutsche Patrioten, denen einfach nicht einleuchten wollte, nach welchen Kategorien hier Menschen faktisch eingeteilt werden sollten.

III. Harry Heine – Heinrich Heine: Bemerkungen zur Biographie eines Unangepaßten

In diese zwischen Fortschritten und Reaktion oszillierende Zeit wird Harry Heine hineingeboren.

Die Lebensbedingungen für Juden mögen in seiner Heimatstadt Düsseldorf (Herzogtum Berg, Nähe Frankreichs) ein wenig günstiger gewesen sein als in mancher anderen deutschen Stadt – man brauchte nicht im Ghetto zu leben. Dennoch gab es auch hier die fast zur Normalität gehörenden Bedrängnisse: Enorme Steuerbelastungen, die seit dem Mittelalter nicht geänderten Heiratsbeschränkungen, die Auflage, Zuzugsgenehmigungen zu erbringen usf. Betty van Geldern, Heines Mutter, – auch sie! – mobilisiert Beziehungen aus Adelskreisen und erkämpft sich buchstäblich so ihr Recht auf Eheschließung.

Die Familie befand sich mitten in dem, was man einen „Generationswechsel“ (Sammon 1991) im deutschen Judentum genannt hat, der auch ein gradueller

Wechsel des Lebensstiles war – von der Orthodoxie zur Reform. Es ist wahrscheinlich, daß der jüdische Kalender die Festtagsfolge in der Familie bestimmte – nicht viel mehr, aber auch nicht weniger. Doch darf man vermuten, daß der Stil des Hauses im ganzen deutlich Abstand hielt zu orthodoxen Ritualen. Als Kind verbrachte er einige Zeit in einer hebräischen Chederschule, erwarb allenfalls Grundkenntnisse der hebräischen Sprache; einen einfachen liturgischen Text, so wird berichtet, hätte er nicht lesen können – ein Mangel, der ihn aber nicht wirklich bekümmert zu haben scheint.

Seine Kenntnisse der jüdischen Kulturgeschichte, die sehr umfangreich waren, stammen aus seiner Studentenzeit oder wurden noch später erworben, wenn sie für den gerade bearbeiteten Text von Bedeutung waren. (*Der Rabbi von Bacherach* beispielsweise). Gymnasialausbildung auf einer öffentlichen Schule mit im wesentlichen katholischem Lehrpersonal (ehemalige Franziskanermönche, Jesuiten, französische Emigranten) folgte; sie vermittelte neben guten Französischkenntnissen eine gewisse bleibende Nähe zur katholischen Glaubenspraxis, gerade weil sie nicht von konfessioneller Strenge, vielmehr von dem gleichen Geiste geprägt war, der auch sein Elternhaus nicht nur, sondern auch seine weitere Familie bestimmte. Man war im Grunde liberal bis zur Gleichgültigkeit, in den praktischen Dingen des Lebens natürlich von jener Nüchternheit, die zur Überlebenskunst der Minderheit gehörte:

Man mußte mit Geld umgehen können. Dies lernte Harry später genauer, aber nicht genau genug, leider, bei seinen wirtschaftlich höchst erfolgreichen Onkeln in Hamburg, die dann auch den Weg wiesen für weiteren Aufstieg durch nützliche Qualifizierung – das Studium der Jurisprudenz wurde gewählt; Bonn, Göttingen, Berlin und wieder Göttingen waren die Stationen, und in den Verbindungen der Studenten suchte er zunächst gesellschaftlichen Anschluß, fühlte sich aber – trotz deren ursprünglich republikanischem Engagement, das seinem vagen Patriotismus entgegenkam – nicht wohl dort am Ende. Er trat also schon mit gespaltenen Gefühlen einer Bonner Burschenschaft („Allgemeinheit“) bei, eine der wenigen, die Juden zuließ, damals noch.

Ärger gab es auch in einer Göttinger Verbindung „Guestphalia“. Über Heines Zeit dort und die sie begleitenden Gefühle werden in der Forschung heftige Mensuren gefochten. Ich kann das beiseite lassen.

Ob und in welchem Grade Heine die Erfahrung geheimer oder gar öffentlich geäußerter antijüdischer Vorurteile machte, wissen wir nicht genau, können es nur vermuten. Es hielt ihn, man duldete ihn dort nicht lange: Die auch hier bald geänderten Satzungsparagraphen ließen die Mitgliedschaft von Juden nicht mehr zu. Zwanzig Jahre später schreibt er in seinem Buch über Börne, daß er einst im Bierkeller in Göttingen „habe bewundern müssen, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proskriptionslisten anfertigten für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slaven abstammte, ward zum Exil verurteilt.“

Von Göttingen aus erwarb er das, was er das *„entrée billet in die europäische Kultur“* nannte: Er ließ sich in Heiligenstadt taufen und trug nun den deutschen Namen Heinrich – seinen eigentlich jüdischen Namen kennen wir nicht. (Viele Dokumente sind verbrannt.) Er erhoffte sich damit die Eröffnung von Karrierechancen, doch eine Laufbahn, ein Amt oder ein Weg dorthin zeigten sich offenbar nicht, oder er verfolgte sie nicht wirklich mit Nachdruck, weil der tiefsitzende Entschluß, als Dichter, als Literat, also von der Feder zu leben, sein Denken und Planen wohl schon bestimmte.

Gleichwohl darf man vermuten: Weder im Staatsdienst noch im akademischen Bereich war man wohl an den entscheidenden Stellen bereit zu vergessen, was man nach den irrationalen Kriterien der Zeit als „unabwaschbar“ (1826) betrachtete – sein Judentum. Der Begriff ist konnotiert mit dem Wasser der Taufe, und Heine hat ihn sicher im Bewußtsein dieses Zusammenhangs verwendet.

Die faktische, dann offizielle Rücknahme des Edikts von 1812 machte seine Bewerbung um eine Professur – übrigens für Literaturwissenschaft – sowohl in Berlin als auch in München wirkungslos. Tatsächlich blieb er also draußen vor den Türen.

In Berlin hatte er aber für seine Positionsbestimmung in Religionsdingen wichtige Denkanstöße bekommen: Er wurde, wenn auch nur für kurze Zeit, Mitglied eines Vereins mit dem Titel „Verein für die Wissenschaft und Cultur der Juden“, einer Gruppe von relativ jungen, modern gesinnten jüdischen Gelehrten, die danach trachteten, die jüdische Bildung vornehmlich durch das Studium der Geschichte auf die Höhe der Zeit zu erheben. Heine lernte viel, sah indes sehr bald die Aussichtslosigkeit des Vorhabens ein, auf diesem Wege eine wirkliche, weite Kreise umfassende Verbesserung der gesellschaftlichen Lage der Juden herbeizuführen, und ging seiner Wege, um eine wichtige intellektuelle Erfahrung reicher, nicht aber dauerhaft beeinflußt oder gar bestimmt in seinem religiösen Selbstverständnis, eher angeregt zu einem Nachdenken über die Gestalt eines möglichen Judentums der Zukunft.

Was seine Zukunft betraf, so bewirkte auch die existentielle Grundentscheidung, sich taufen zu lassen, noch keine Klarheit über die praktische Lebensgestaltung, die als Aufgabe vor ihm lag. Eher im Gegenteil.

Heine litt eher unter der Taufunternehmung, die er ja auch mit einer gewissen Heimlichkeit von Göttingen aus ins Werk setzte.

„Keiner von meiner Familie ist dagegen außer ich“, schrieb er, ironisch und das kleine Sprachspiel wohl genießend, wie so oft, an den schon genannten Freund Moser.

Einen Monat später wird er deutlicher:

> *„Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft habe; ich seh gar nicht ein, dass es mir seitdem besser gegangen sei. Im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück.“*

Indes: Er hatte sich inzwischen in anderer Hinsicht profiliert, war als Lyriker berühmt, als politischer Schriftsteller hervorgetreten, hatte sich damit im Schatten und im Sinne der Karlsbader Beschlüsse verdächtig und sein Exil zur Notwendigkeit gemacht. Paris erschien dem jungen Doktor juris als das neue, das für ihn bestimmte Jerusalem, von dem ein, sein ganzes Volk nie aufgehört hatte zu träumen als Stätte der Versöhnung. Aber man muß hervorheben: Heine verließ Deutschland nicht primär wegen seines Judentums, – soweit ist die Geschichte noch nicht – vielmehr aus politischen Gründen. Doch äußert er sich zu seinen Motiven zweideutig:

> *„Ich will diesen Winter wenigstens zum Teil in Berlin zubringen. Es ist aber ganz bestimmt, dass es mich sehnlich drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse (z.B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen." (1826)*

Er blieb in der Stadt der Revolution mit kurzen Unterbrechungen, nunmehr ganz von der Feder lebend, freilich immer unterstützt durch die Zuschüsse aus Hamburg, durch generöse Zahlungen seines Verlegers Campe und schließlich sogar durch eine Rente des französischen Staates, der in dem republikanisch argumentierenden Autor einen würdigen Vertreter dessen sah, was man als den französischen oder eigentlich europäischen Geist betrachtete.

IV. Die Religiosität des Areligiösen

Ein getaufter Jude mit schlechtem Gewissen, ein Emigrant aus politischer Überzeugung, ein inzwischen nahezu weltberühmter Dichter und Schriftsteller: Die Frage, wie er es denn mit der Religion gehalten habe, schon bislang implizit bedacht und in ihrer Schwierigkeit erkannt, nötigt zu einem erneuten Blick auf das Ganze – sein Werk, seine Vita, seine Korrespondenz. In der Kürze der Zeit muß es bei dem Blick auf eine kleine Auswahl von Texten bleiben.

Um es vorweg zu sagen: Eine eindeutige und verbindliche Zuordnung zu einer Konfession – zum jüdischen Glauben, welcher Rigorosität auch immer, zum Christentum dieser oder jener Prägung – kann nicht mit letzter Klarheit gelingen, allein schon aus dem Grunde nicht, weil man sein Selbstverständnis verfehlte, wenn man ihn auf das Bild eines homo religiosus festlegte. Gleichwohl hat er sich bis zu einen radikalen Atheismus nicht dauerhaft vorgewagt, ist wohl halb ironisch bis nahe an die Schwelle gegangen, in der Zeit, da er stärker beeinflußt war von Überlegungen, wie er sie im l. Caput des Wintermärchens als eine Art poetische Gestalt marxistisch-simonistischer Ideen präsentiert:

„Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten,
Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben ...
Ja, Zuckererbsen für jedermann ...“.

Von seinem Selbstverständnis darf man ohnehin nicht sprechen als klar und als einer festen Größe. Dichter, letzter Romantiker, politischer Kopf und Kämpfer – das u.a. waren Rollen, denen er sich jeweils zeitweise verschrieb. In einer viel zitierten Notiz in den Reisebildern definiert er sich so:

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, dass man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreyungskriege der Menschheit.“

So hat Heine sich zu diesem Zeitpunkt gesehen, oder besser: So wollte er gesehen werden. Seine Selbststilisierung ist allerdings wenig glaubwürdig vor allem an den Stellen, wo er auf seine Unabhängigkeit von öffentlichem Lob und von kollegialer Kritik anspielt – er war extrem empfindlich –, aber in anderer Hinsicht enthält der Text doch einen Schlüssel für das, was wir Heines Religiosität genannt haben. Der Blick auf die Fülle seiner kritischen oder polemischen oder einfach als Reisekommentare zu lesenden Schriften zeigt – was Brecht in dem Gedicht *Schlechte Zeit für Lyrik* formuliert hat –: Es sind die gesellschaftlichen Verhältnisse, es ist die politische Lage, es sind die Bedingungen, unter denen Menschen leben und zumeist leiden müssen, die ihn zum Schreibtisch treiben – wenn wir einmal absehen von dem Schönsten seines Werkes, dem, was unter dem Stichwort Liebe an einzigartiger Poesie sich aus seiner Hand finden.

Vor diesem Hintergrund ist auch die Entstehung und die Wirkungsgeschichte des Werkes zu verstehen, das am ausdrücklichsten jüdisches Schicksal zum Thema hat – die Novelle *Der Rabbi von Bacherach*, in Göttingen 1824 begonnen.

„Dann arbeite ich so angestrengt als möglich – Rabbi etc. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängts mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewusstsein in mir trage, dass nur ich dieses Buch schreiben kann, und dass das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist ...“ (Brief an Moser 1825)

Die Quellenlage ist schwierig: Das ursprüngliche Manuskript ist vielleicht zum Teil verbrannt, geblieben ist zunächst ein Kapitel, zu denen dann später ein zweites und ein drittes hinzugefügt wurden. Es erschien dann im 4.Teil des *Salon*, 1840.
Er bearbeitete das heikle, mythologisch typisierte Material einer behaupteten Blutschuld der Juden an einem unterstellten Ritualmord-Fall aus dem Mittelalter, bei dem Intrige und Betrug zu einer allgemeinen Verdächtigung der dortigen jüdischen Gemeinde führten. Der Rabbi konnte sich vor dem Pogrom retten, ließ also

seine Gemeinde im Stich, was natürlich gerade jüdische Leser mehr als nur befremdete.

Heine ließ den Text liegen, griff ihn 15 Jahre später wieder auf, wiederum durch ein aktuelles Ereignis mit politischem Hintergrund aufgestört. In Damaskus wurde ein Prozeß gegen 16 Juden geführt mit offensichtlicher Fälschung der Beweislage, zudem mit diplomatischer französischer Intervention, ein Fall, dessen Gefährlichkeit und Bedeutungsweite Heine durchschaute.

Heine fügte ein zweites und ein drittes Kapitel hinzu, zeigte in schonungsloser Offenheit das Leben im Ghetto, klagte ebenso heftig diejenigen an, die den Aufenthalt dort erzwangen, legte aber – überraschend auf den ersten Blick – den Akzent auf die Sinnenlust und Lebensfreude der Juden, die diese sich auch in der Verfolgungssituation zu bewahren gewußt hatten.

Es finden sich hier Karikaturen wenig heroischer Juden aus dem Frankfurter Ghetto neben Bildern ganz und gar intoleranter Christen, eine mit offenkundiger Lust geschriebene Schilderung einer Sederfeier, die die Weltzugewandtheit der jüdischen Religiosität in ihrem praktischen Vollzug der Tendenz protestantischer askesenaher Frömmigkeit gegenüberstellen sollte.

Im Ganzen läßt sich – so die Meinung der Forschung in diesem Punkte – gerade das dritte Kapitel als eine Art Entwurf eines zukunftsfähigen Judentums verstehen, in dem sich Sinnenfreude, Weltzugewandtheit und Traditionsbezug produktiv verbinden mochten. Man kann das verstehen als eine variierende Weiterführung von Gedanken und Impulsen, die er in jenem genannten Berliner Verein empfangen hatte.

Er war auch in den Fragen, die mit dem – von ihm immer wieder so genannten – „lieben Gott" zu tun hatten, primär ein homo politicus und nahm, was ihm im gesellschaftlichen Leben als wünschenswert oder als Norm galt, entschieden auch als Maßstab für das, was möglicher Glaubensinhalt sein konnte.

Seine Vernunft machte zum Beispiel die Juden verantwortlich für den großen despotischen Gott, den sie der Menschheit beschert hatten. Mit Entschiedenheit wandte er sich folgerichtig ebenso – zwischen den Stühlen wie eigentlich immer – gegen das Christentum, als dessen undemokratische Substanz er den Vatergott sah.

Er fand noch einmal harte Worte gegen seine eigene Strategie, also das Taufunternehmen, das ihn formal integrierte; über dessen rein taktischen Charakter hatte er sich ja ohnehin nie Illusionen gemacht:

> *„Ich bin getauft, aber nicht bekehrt. Wie kann ich aus meiner Haut, die aus Palästina stammt und welche von den Christen gegerbt wird seit achtzehnhundert Jahren. Das Taufwasser von Heiligenstadt hat daran nichts gebessert, und der Ausdruck ewiger Jude hat tausendfache Bedeutung."*

Und zu dem Zusammenhang, in dem er diese Frage verstand, heißt es an anderer Stelle mit einer Schärfe, die Ausdruck ist seiner Beteiligung und Betroffenheit als selbstkritischer Beobachter:

„Dieser endliche Sturz des Christentums wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat sich diese faule Idee gehalten. Ich nenne das Christentum eine Idee, aber welche! Es gibt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum …“.

Darin ist seine polemische Energie zur Sprache gekommen, die den Glanz seiner Prosa erheblich trübt.

Dies gilt m. E auch für den Text *Shakespeares Mädchen und Frauen*, in dem er – sich der blasphemischen Darstellung seiner eigenen Religion annähernd – Synagoge und Irrenhaus in Beziehung setzte.

Kritik am Christentum als System geprägt von Sinnenfeindschaft und Askeseidealen nahm im übrigen die Gestalt Jesu Christi ausdrücklich aus. Dieser ist für Heine der unbotmäßige Individualist, nicht mehr der überweltliche Friedensstifter, sondern der religiöse Rebell und Freiheitskämpfer, ein „Bürgergott“, der Gott, „den ich am meisten liebe“. Das drückt sich bei ihm aus in Versen in der Sammlung *Lyrische Nachlese*, und daraus nur wenige Verse in diesem Zusammenhang:

„Warum schleppt sich blutend, elend
Unter Kreuzlast die Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?
Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig? ...

Diese Position oberhalb der und neben den etablierten und akzeptierten Konfessionen brachte er nach Paris mit und festigte sie dort bis in die Nähe des Agnostizismus. Die beharrlich behauptete innere Freiheit von allen dogmatischen Zwängen, verdankt sich im übrigen nicht einem besonderen Bekehrungserlebnis, sondern ist Ergebnis durchdachter lebenslanger Erfahrungen. Man darf die Formulierung wagen: Er versteht sich jetzt – durchaus in der Nachfolge Christi sich begreifend – als eine Art religiösen Anarchisten.

Heine war – grob gesprochen – „längst zum Heidentum übergetreten“, spielte mit dem Gegensatzpaar Nazarener und Hellene und hatte für die Distinkionen der religiösen Substanz im engeren Sinne allenfalls Verständnis, doch – so schien es ihm jedenfalls in den Jahren vor der „Matratzengruft“ – keinen wirklichen Bedarf.

Angesichts dieses Befundes ist es nicht leicht, ja riskant, in dem Wechsel seiner Standpunkte eine gewisse Ordnung – in zeitlicher Abfolge etwa – zu ermitteln, in dem Bewußtsein, daß ein solches Leben in so klarer Sequenz kaum gelebt wurde. Gleichwohl läßt sich eine Art Entwicklung erkennen (und ich folge hier Ludwig Rosenthal, 1979):

– Reformjudentum als geistliches Milieu seiner Kinderjahre;
– intensive Beschäftigung mit der jüdischen Tradition und religiösen Kultur, ohne ausdrückliches Bekenntnis zu der theologischen Substanz;
– atheistische Periode unter dem Einfluß simonistischer Philosophie in Paris; Kontrastierungsversuche zwischen Nazarenertum und Hellenentum;
– Hinwendung zu einer Art Deismus mit starken Beimengungen von Vatergottvorstellung und Kinderglauben – Trostbedarf in der Situation der Krankheit und Einsamkeit.

Wo findet sich in diesem Wandel und Wechsel doch sehr grundsätzlicher Anschauungen das Kontinuum, das, was am Ende die Identität der Person ausmacht? Er wahrte eine bei aller Kritik über die Lebenszeit hinweg doch beinahe unverbrüchliche Solidarität mit dem Judentum, und das hat eben weniger im engeren Sinne religiöse als vielmehr politisch-humanitäre Gründe.

Sein ihn bestimmendes Grundgefühl war die Sympathie mit den Opfern, und das waren nun einmal die Juden – so hatte ihn schon während des Studiums ein Blick auf die Geschichte gelehrt, und je genauer er hinschaute, desto deutlicher wurde ihm das Bild von den Juden als den ewigen Verfolgten, Gejagten, Vertriebenen – mit denen sich zu solidarisieren ihm als einfache Menschenpflicht erscheinen mochte.

„Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, dass es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt.“ – so schon im Motto-Brief dieses Textes.

Liebe zum Märtyrervolk also: Das schält sich zunehmend heraus als Kern seiner Gläubigkeit, war für ihn Substanz und „aufgegeben“ als Imperativ und Maßstab, an dem sich jede Religion in ihrer Praxis bewähren sollte. Insofern war sein Kampf für die Juden nur ein Teil eines umfassenden Befreiungskampfes der in der Mehrheit unterdrückten Menschheit, der sich als religiöse Auseinander-setzung nur noch in einem sehr vagen Sinne bezeichnen läßt. Ich erinnere an die Grabaufschrift, die er als für sich angemessen betrachtet hatte.

Bei seinem Studium der Geschichte des jüdischen Volkes fiel sein Blick auf Analogien, auf Vorgänge und Vorgänger in der Vergangenheit, die als Erinnerungen zugleich als Vorzeichen kommenden Unheils zu verstehen waren: An diese erinnerte er in seinen Schriften, immer wohl bestimmt von dem – sehr jüdischen – Gedanken, daß es eben die Erinnerung sein kann, die als warnende Kraft drohende Entwicklungen wenn nicht aufhalten, so doch wenigstens mildern oder verzögern könnte. Die Judenvertreibung im Spanien des späten Mittelalters war ihm ein solches Exempel, und es waren die Maranen – also die Juden, die durch Taufe dem Vertreibungs– oder Verbrennungsschicksal entgehen wollten –, auf die sein Blick mit Sympathie und nachgetragener Solidarität fiel.

Im Spanien der Reconquista-Zeit findet Heine einen Stoff, der ihn seine eigene Situation als Jude, ausgesetzt dem Druck einer christlichen Mehrheitsgesellschaft, anschaulich verarbeiten läßt:

„In diesem Stück“ schreibt er aus Göttingen 1820, als er den *Almansor* gerade in Arbeit hat, „habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsamt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit.“

In der Gestalt des nach der Vertreibung heimkehrenden Muslim gestaltet er den Erfahrungshintergrund der Juden seiner Zeit. Sein Blick wurde gefangengenommen von dem Konflikt, der auf die Formel gebracht wurde: Taufe oder Tod, und er zeigt die Wirklichkeit und Wirksamkeit der religiös-politischen Barrieren aller Zeiten und allerorten.

Natürlich fühlte er sich mit den Jahren immer deutlicher fasziniert auch von der Gestalt Ahasvers, des ewigen Juden, der – Vorbild des fliegenden Holländers – als ewig Verfolgter durch die Länder irrt, ein Flüchtling auch, wenn er eine Bleibe gefunden hatte, wie Shylock, dem er einen ganzen Text widmete, oder wie Lazarus und Hiob, die ihm nahe standen in den letzten schrecklichen Jahren des Exils und der Krankheit.

Aus der Vielfalt seiner kritischen und bewundernden Kommentare nach beiden Seiten, die am Ende alle auf ein außerreligiöses, nämlich politisches Credo hinausliefen, schält sich noch eine Form von Religiosität heraus, die spinozistisch getönt war, also pantheistisch-sensualistisch genannt werden kann. Davon ist in der Schrift *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* die Rede, wo er in der präzisen Prosa dieses Textes von einer Synthese träumt, die den Juden Spinoza als Außenseiter begriff, zum Schicksalsverwandten machte, der als Anreger philosophischer Reflexion weit über seine Zeit hinaus wirksam war. Hier schien ein humaner und vor allem Gegensätze lösender Weg gezeigt zu werden, dem Dogmatismus und der – wie er es sah – obrigkeitshörigen oder doch obrigkeitsnahen Religion beider Konfessionen zu entgehen.

Der Gott, dem er in den letzten Jahren seiner Krankheit sich zuwandte, steht wohl über den Konfessionen, ist für ihn aber doch – wieder – zur Person geworden, näher an dem Gott seiner Kindheit, in der Vorstellung des Leidenden, der nun Hilfe brauchte und keine Differenzen und Distinktionen mehr auszufechten suchte.

„Ich sterbe in einem Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele“, schreibt er in seinem Testament vom 13. November 1851. Er setzt, bis zum letzten Atemzug kämpferisch und um Erklärungen bemüht, sogar noch einmal an zu einer öffentlichen Erklärung des religiösen Zustandes, den er jetzt – unter Schmerzen – erreicht hatte:

> *„Deutsche Blätter, namentlich die Berliner Haude und Spenersche Zeitung, haben über meinen Gesundheitszustand ... einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweybeiniger Gott ist. Unterdessen ist – ich will es freimütig gestehen – eine große Umwandlung in mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr, ich bin nicht der freyeste*

Deutsche nach Goethe. Ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelt – ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude ... ein unglücklicher Mensch.“

Und dann im Gespräch mit Ludwig Kaiisch 1850:

„Ich mache kein Hehl aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Haß gegen das Judentum. Mit meinem Atheismus ist es mir niemals ernst gewesen. Das Elend der Menschen ist zu groß. Man muß glauben.“

Das also ist es, was die vorangehenden Aussagen, die zu allen Befunden einer langen Lebenszeit mindestens in Spannung, eher aber doch wohl in Widerspruch stehen, erklärt: Der Leidende braucht einen Vater, einen Gott, der als Person für ihn da ist und trösten kann, und das ist denn doch der Gott der Kindheit, wie blaß auch immer er schon damals und vor allem in den Jahren, die folgten, gewesen ist.

Aber die Souveränität zu einem ironischen Kommentar blieb ihm bis zuletzt, als er „Rückschau“ hielt – in den „Lamentationen“, letzte Meldungen aus der Matratzengruft:

„Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen.
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder. »

Heine verteidigte bis zum Schluß seine geistige Souveränität, ja sogar seine poetische Kraft und die Fähigkeit zum Spiel mit der Sprache. Mit einem Beispiel davon will ich schließen, auch weil es zu den Möglichkeiten der Poesie gehört, Ambivalenzen Gestalt zu geben, die den Verstand mit diesen versöhnt:

Der Text, kein Gedicht der Endzeit, aus dem Zyklus *Nordsee II*, zeigt den damals noch jungen Menschen Heine, der in dieser Welt weniger befriedigende Antworten als verstörende Fragen entdeckte, ein unerbittlicher Intellektueller also, der sich nichts vormachte, aber in dieser gebrechlichen Welt – und sei es in der Rolle des Narren – den Platz für Schönheit und Sinnenfreude, so lange es ging, verteidigte:

„Fragen
Am Meer, am wüsten nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel.
Und mit düsteren Lippen fragt er die Wogen:

O löst mir das Rätsel des Lebens,
das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre,
Arme, schwitzende Menschenhäupter

Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ewges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,

Und ein Narr wartet auf Antwort.“

„A writer's political and religious beliefs
are not excrescences to be laughed away,
but something that will leave their mark
even on the smallest detail of his work."

George Orwell[1]

Heine und die Rechtswissenschaft

Okko Behrends

Mein Vortrag, der hier so wiedergegeben ist, wie er gehalten wurde, vermehrt nur durch die notwendigen Fußnoten, ist in zwei Teile gegliedert. Er behandelt zunächst die Promotion des Dichters, deren einhundertachtzigster Jahrestag sein äußerer Anlaß war und die in der Tat nicht nur im Rückblick in der Geschichte der Juristischen Fakultät ein denkwürdiges Ereignis darstellt. In einem zweiten Teil behandelt er das Verhältnis des Dichters zur Rechtswissenschaft, ein Thema, das für die deutsche Geistesgeschichte von grundsätzlicher Bedeutung ist. Die Heine-Zitate sind, soweit ein näherer Nachweis angezeigt erschien, in der Regel anhand der alten, weitverbreiteten Hamburger Werkausgabe dokumentiert[2].

---

[1] Georg Orwell, Critical Essays, 1946, S. 119.

[2] Heinrich Heine's sämtliche Werke, Hoffmann und Campe I – XVIII, Hamburg 1867.

I. Die Promotion

Der Dekan Gustav Hugo hatte die historische Bedeutung dieser öffentlichen Doktordisputation erkannt. Er wußte, daß er am 20. Juli 1825 in dem damals 27jährigen Heinrich Heine einen Dichter allerersten Ranges zum Doktor beider Rechte promovieren werde, dessen Nachruhm gewiß war. Und so hatte er zu dem Anlaß eine wohldurchdachte lateinische Laudatio vorbereitet, von der sich noch heute eine Reinschrift im Archiv unserer Universität befindet.

An ihrem Ende wird Heinrich Heine, der die entscheidende Hürde des Rigorosum schon genommen hatte, nicht nur als hochgelehrter Rechtskandidat, als *candidatus doctissimus,* vorgestellt, sondern vor allem als hoch erfreuliches Beispiel, *iucundissimum exemplum,* der Verbindung zweier Dinge, die nur Unverstand ungern vereint sehe. Er habe Gedichte herausgegeben, die so bezaubernd seien, *adeo dulcia*, daß nicht einmal Goethe sich ihrer zu schämen hätte (*eorum poenitere debere*). Es ist ein Urteil, das Hugo als das einer hohen Autorität bezeichnete, bei der es sich wohl um August Wilhelm Schlegel, um Heines Mentor aus Bonner Tagen, handeln dürfte.

Eben derselbe Kandidat, beschließt Hugo die Rede, habe gleichwohl, d.h. trotz seiner bedeutenden dichterischen Produktivität, mehrere Jahre lang, erst an der Bonner, dann an unserer – der Göttinger –, darauf an der Berliner und schließlich wieder an unserer Hochschule (*schola*) so dem Studium des Rechts oblegen, daß er zum Examen zugelassen und aufgrund der gezeigten Leistungen ohne Zögern von der Fakultät für würdig befunden worden sei, ihm auch das Übrige zu eröffnen, durch das man zu den höchsten Ehren in unserer Wissenschaft gelange. Gemeint war damit die dem Examen folgende öffentliche Disputation.

Diesen von Achtung und Anerkennung getragenen Sätzen des damals 60jährigen, mehr als doppelt so alten Hugo waren eine Reihe allgemeiner Erwägungen voraufgegangen, die ihnen Nachdruck und grundsätzliche Bedeutung verleihen. *„Daß alle schöne Litteratur“* – so hatte Hugo begonnen – *„mit der Rechtswissenschaft verbunden ist, wird niemand leugnen, der sich von dem überaus engen Band überzeugt hat, das zwischen allen durch Kultur verfeinerten Teilen des Geistes und des Körpers besteht“*. So muß es am Ende heißen und nicht, wie in einer halboffiziellen Übersetzung, die auch in die unlängst erschienene, im übrigen vorbildliche und das hier Berichtete dokumentierende Publikation „Heine in Göttingen“ aufgenommen worden ist: *„wenn er nur davon überzeugt ist, daß zwischen allen Teilen des Geistes und allen edleren des Körpers eine sehr enge Verbindung besteht“*[3]. Hugo war weit entfernt davon, pointiert irgendwelche unedleren Körperteile aus der leibseelischen Harmonie des gebilde-

[3] F. Finke, Gustav Hugos Laudatio auf Heine, in: Heine-Jahrbuch, 1986, S. 12–17, hier S. 14; Vgl. Roderich Schmidt (Hg.), Heine in Göttingen, 2004, S. 111.

ten Menschen ausschließen zu wollen.[4] Hugos Äußerung steht vielmehr in der Tradition des Bildungsideals der wahrlich nicht prüden, auf die Sophistik zurückgehenden Paidaia des griechischen Ideals des ‚*Kaloskagatho*', der körperliche und seelische Schönheit vereint. Ein bedeutender Teil dieser Erziehung hatte in der Bemühung um Dichtung bestanden. Falls die Texte der Dichter etwas Erhellendes über die *condicio humana* zum Ausdruck brachten, erwies man ihrer poetischen Weisheit hohe Achtung. Platon führt diese verehrungsvolle, aber nicht unkritische Haltung gegenüber der Dichtung insbesondere im *Protagoras* vor Augen, dem Dialog, in dem der junge Sokrates dem eigentlichen Begründer der griechischen Sophistik begegnet, und zwar anhand einer eingehenden und subtilen Gedichtinterpretation.[5] Hugo argumentiert in seiner Laudatio in der Tat platonisch. Eine berühmte Definition der Rechtswissenschaft zusammenfassend, die sich im Corpus iuris[6] befindet, postuliert er: „*Sie müsse als das Wissen vom Rechten und Unrechten auf der Kenntnis aller göttlichen und menschlichen Dinge beruhen*", und leitet daraus die Forderung ab, daß: „*die Kenntnis aller göttlichen und menschlichen Dinge [...] niemals vom Gefühl für das Schöne und Richtige getrennt werden <dürfe>*", vom „*sensus pulchri rectique*", vom Sinn, den die Dichtung ausbilde. „*Daher sei es*", so Hugo weiter, „*fast unerklärlich, wie es dazu gekommen sei, daß sich eine gewisse Mißbilligung einstelle, wenn die Menschen in ein und derselben Person das Studium der Poesie mit unserer Wissenschaft verbunden sehen oder zu sehen sich einbildeten. Als ob die römischen Juristen, deren Bemühungen und Litteratur uns ein ewiges Beispiel sein müsse, den Homer verachtet hätten ... .*" Es folgt ein Beispiel aus dem von Glaubensstreitigkeiten erschütterten 16. Jh. Frankreichs. „*Als ob L'Hôpital, der Kurator der Universität Bourges, der Verteidiger des Cujaz, der sich als Kanzler um ganz Frankreich unsterbliche Verdienste erworben habe, verschmäht hätte Verse zu machen*". Dann als Klimax der drei jeweils mit einem „*Quasi vero*" anhebenden Sätze: „*Als ob nicht schließlich auch unter den Unseren Wieland, Goethe, Sprickmann, die Stolbergs, Bürger und E.Th.A Hoffmann und zahllose andere Juristen die Rechtswissenschaft mit der Poesie verbunden hätten*"[7]. Jetzt erst, nach dieser Vorbereitung, lenkt Hugo die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den Kandidaten mit den Worten, deren Inhalt wir schon kennen: „*Ein höchst erfreuliches Beispiel dieser, wie es gemeinhin heißt, höchst verschiedenen Dinge, ist auch dieser hochgelehrte Kandidat, der sich euch heute auf diesem Katheder gegenüberstellt.*" Es folgt das Urteil Schlegels, das Heines Gedichte neben die Goethes stellt,

[4] In der Wendung *arctissimum vinculum, quod inter omnes et animi et corporis cultioris partis intercedit* beziehen sich *omnes cultioris partis* (dem Schullatein entspräche die Form *cultiores partes*) auf Leib und Seele.

[5] Platon, Protagoras 338d: „*Ich bin der Ansicht, sagte er* (sc. Protagoras), *daß für einen Mann ein großer Teil seiner Bildung darin besteht, mit eigenem Urteil über Gedichte mitreden zu können.*" Die folgende Auseinandersetzung über die Interpretation eines Gedichtes des Simonides zeigt, daß auch Platons Sokrates diese Ansicht teilt. Auch am Anfang der *Politeia* Platons wird ein Sinnspruch des Simonides erläutert.

[6] D 1,11,10,2 (Ulpian 1 regularum) = Inst. 1,1,1,1 Iuris prudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, iusti atque iniusti scientia (*Jurisprudenz ist die Kenntnis der göttlichen und menschlichen Verhältnisse, das Wissen von Recht und Unrecht*).

[7] *Quasi vero tandem inter nostrates neque Wielandus Göthius Sprickmannus Stolbergii Bürgerus Hoffmanus, neque sexcenti alii juris artem cum poesi junxissent.*

und Hugos Respektbekundung, daß Heine als junger, bereits zu erstem Ruhm gelangter Dichter auch das Jurastudium erfolgreich zum Abschluß gebracht habe.

Von einer ironischen Herabsetzung des Kandidaten als Dichter und Jurist zugleich, die Wilhelm Ebel in seiner Rede von 1964 – ich habe sie als Student gehört und aus diesem Anlaß noch einmal gelesen – aus unverhohlener und unverbesserlicher Abneigung gegen Heine in sie hineingelesen hat,[8] ist nicht das Geringste zu spüren. Heine selbst hat zwei Tage später in einem Brief an seinen Freund Moser Hugos Lob auch entsprechend gewürdigt, allerdings infolge der von ihm gern beanspruchten Lizenz zur ironischen Uneigentlichkeit, die das, was wirklich gewesen ist, immer ein wenig hinter dem Schleier frei gesetzter Pointen verschwimmen läßt, mit einer Pointierung auf eigene Kosten versehen, die Ebels Bosheit nicht nur vorwegnahm, sondern inspirierte. Hugo habe, so Heine, bewundernd festgestellt, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sei. Dieses Doppellob habe ihn hinsichtlich des Dichterlobes mißtrauisch gemacht. In Hugos Worten liegt indes nichts dergleichen.

Nicht aber um dieser Klärung willen habe ich die Laudatio Hugos etwas ausführlicher behandelt, sondern deswegen, weil sie auf die grundsätzliche Frage führt, in welchem Maße Hugo mit seinem Gedanken, Poesie und Jurisprudenz unter dem Vorzeichen eines umfassenden, Rechtswissenschaft und Dichtung verbindenden Bildungsideals zu versöhnen, Heine erreicht hat. Wir werden sehen: Ganz und gar nicht; in keiner Weise! Heines Abneigung gegen die Jurisprudenz war unüberwindlich, aus Gründen und mit Folgen, die zu erwägen sich lohnen und die wir im zweiten Abschnitt näher betrachten werden.

Doch zunächst noch etwas mehr zur Promotion, deren Wiederkehr wir gedenken. Bei den Promotionsakten im Göttinger Archiv liegt die von Hugo unterschriebene Originalurkunde, in der unter dem 20. Juli die Verleihung der *„summos honores in utroque iure“* als rechtmäßig, *„rite“*, erfolgt protokolliert worden ist. Daß das *„rite“* eine schlechte Benotung ausdrückt, wie wieder Wilhelm Ebel nicht verfehlt anzumerken, ist unrichtig. Ein Benotungssystem unserer Art gab es damals noch gar nicht. Nur bei einer schriftlichen Arbeit wurde den *„legitimae scientiae specimina“*, den Examensleistungen, gelegentlich ein lobendes *„eximia“* hinzugefügt. Daß Heine eine solche nicht verfaßt hatte, war keineswegs unüblich. Heines Promotion war vielmehr ganz in den in den Statuten von 1737 vorgezeichneten Bahnen verlaufen. Ihnen folgend hatte er unter dem 11. April beim Dekan Hugo unter Einreichung eines handschriftlichen, in lateinischer Sprache abgefaßten Lebenslaufes den Antrag auf Zulassung zum Examen gestellt. Auf diesem bei den Promotionsakten bewahrten Lebenslauf ist vermerkt, daß Hugo den 30. April als Tag des Examens bestimmt und dafür auch die Zustimmung der beiden anderen

[8] Wilhelm Ebel, Gustav Hugo Professor in Göttingen, 1964, S. 18: *„Heine hatte auch offenbar die Ironie Hugos mißverstanden, als dieser in der oratio gratulatoria seine Bewunderung dafür aussprach, daß der neue Doktor als Dichter wie als Jurist gleich groß sei.“*

Prüfer, des Pandektisten Meister und des Strafrechtlers Bauer, gefunden hatte. Damit waren im Prüfungskollegium alle vereint, die Heine, wie er wieder Moser erzählt, im Semester davor fleißig gehört hatte. Ein winziger, ebenfalls bei den Promotionsakten liegender Zettel benennt zwei Stellen, die nach den Statuten gründlich ausgelegt werden mußten, eine aus dem römischen, die andere aus dem kanonischen Recht, beide sehr schwierig. Da das Examen in keiner Weise protokolliert wurde, können wir nicht wissen, wie ernst die Exegesen genommen wurden. Es spricht einiges dafür, daß sie eher als Formsache behandelt wurden. Ein Experte des päpstlichen Rechts, ein Kanonist, welche der Dekretalenstelle gewachsen gewesen wäre, fehlte unter den Prüfern und sogar im Personal der Hochschullehrer. Und die Strafrechtsprüfung bei Bauer konnte an keine der beiden Stellen anknüpfen. Man darf daher vermuten, daß Heine vor allem über den Stoff der fleißig besuchten Vorlesungen geprüft wurde, und dies offenbar auch mit gutem Erfolg. Und so berichtet er auch unter dem 11. Mai seinem Schwager Embden: *„Ich habe den ganzen verflossenen Winter anhaltend Jurisprudenz getrieben und war dadurch im Stande vorige Woche das juristische Doktorexamen zu machen, welches ich ganz vortrefflich bestand. Dieses ist im Betreff des Promovirens die Hauptsache, alles andre, z.B. das Disputiren ist leere Formel und kaum des Erwähnens werth.“*

Die Disputation am 20. Juli scheint aber dann doch noch etwas anstrengend gewesen zu sein: *„Ich habe disputirt wie ein Kutschenpferd über die 4te und 5te Thesis, Eid und Confarreatio. Es ging sehr gut, und der Decan (Hugo) machte mir bei dieser feyerlichen Scene die größten Elogen“* schrieb Heine wenig später seinem Freund Moser. Seine Kontrahenten waren, wie in der gedruckten Einladung steht, ein Student und ein Dr. phil, der letztere vielleicht als Garant eines gewissen Niveaus in dem für die Disputation vorgeschriebenen Latein, d.h. als Schutz vor allzu hemmungslosem Juristenlatein.

Daß Heine auf diese Weise den Doktortitel ohne jede schriftliche Arbeit erlangt hat, und zwar ohne die geringste Herabstufung, berührt uns heute merkwürdig, entsprach aber dem Geist der Statuten. Liest man die einschlägigen Vorschriften, wird allerdings zugleich verständlich, warum die Statuten in ihrer Geltungszeit niemals veröffentlicht, vielmehr bewußt geheim gehalten worden sind.[9] Es beginnt harmlos. Ein Doktorvater bekommt 10 Taler und muß dafür die notwendigen Korrekturen an einer vom Kandidaten eingereichten Arbeit grundsätzlich kostenlos vornehmen. Aber: Wenn es so viele und so umfangreiche Verbesserungen vorzunehmen gibt, daß es für den Doktorvater leichter gewesen wäre, die Arbeit gleich von Anfang an selbst zu schreiben, dann solle der Kandidat sich mit ihm über den Preis für die umfangreichen Korrekturarbeiten einigen, und zwar genauso – hier findet sich die eigentlich verräterische Pointe im Text der Statuten –, wie

[9] Vgl. Wilhelm Ebel (Hg.), Die Privilegien und ältesten Statuten der Georg-August-Universität zu Göttingen, 1961, S. 112–151. Wie Ebel mitteilt, habe ein königlicher Abgesandter bei der Gründungsfeier versichert, daß die Statuten *„pro arcanis Academiae gehalten und nicht publiciret werden würden“*. So ist es auch tatsächlich gehalten worden.

wenn der Kandidat überhaupt ohne Arbeit gekommen wäre. Der Wink, der in dieser Regelung liegt, ist klar: Eine eigene gute Arbeit spart dem Kandidaten Geld und kann ihm Ehre bringen als ein *„legitimae scientiae eximium specimen"*. Nötig ist sie nicht. Der Doktorvater konnte vielmehr nach den Statuten – übrigens einer alten und weit verbreiteten Tradition folgend – aus Anlaß einer Promotion auch eine eigene Arbeit veröffentlichen und sich dafür vom Kandidaten bezahlen lassen. Wenn in dem System, das Heine vorfand, dann überhaupt auf eine schriftliche Arbeit verzichtet wurde, auch auf eine des Doktorvaters, dann war das nur die Preisgabe eines falschen Scheins, der sich überlebt hatte, nicht zuletzt auch deswegen, weil die juristischen Professoren damals bereits ihre kleineren Sachen lieber in den aufkommenden juristischen Fachzeitschriften publizierten.

Mit dem Doktortitel war Heine Volljurist im damaligen Sinne, da die Promotion trotz verständlicherweise dagegen schon geltend gemachter Bedenken damals immer noch das gerichtliche Examen, das heutige Assessorexamen, ersetzte. Daher konnte Heine der Verwandtschaft in Hamburg, vor allem dem ihn fördernden und an seiner Etablierung als Anwalt interessierten Onkel, dem reichen Bankier Salomon und Vater seiner ersten Liebe, schon unter dem 11.5.1825 ankündigen: *„Von meiner Seite wird alles geschehen, getauft, als Dr. Juris, und hoffentlich auch gesund werde ich nächstens nach Hamburg kommen"*.

Tatsächlich hatte die Taufe in aller Stille in Heiligenstadt zwischen Rigorosum und Disputationstermin stattgefunden. Für die Promotion selbst hatte im aufgeklärten Göttingen, wo man von jedem akademischen Bürger die gleiche, aufgeklärte Gesinnung annahm, keiner nach der Religion gefragt, anders als in Berlin, wo die Fakultät gegen die Weisung des Ministers Altenstein, Anhänger des mosaischen Glaubens zur Promotion zuzulassen – allerdings vergeblich – remonstriert hatte, und zwar mit Hinweis auf das kanonische Recht, das nur von einem Christen verstanden werden könne.[10] So dachte man in Göttingen nicht, obwohl man dort, wie gesehen, an der Regel festgehalten hatte, für das Rigorosum eine Stelle aus den Dekretalen auszugeben.

Es ist nun aber trotz der zitierten Briefstelle nicht anzunehmen, daß Heines Konversion zum Protestantismus wirklich um einer Hamburger Anwaltskarriere willen erfolgt ist. Gewiß hat er diesen Schritt nicht in dieser Weise vor sich selbst gerechtfertigt. In seinem Promotionsgesuch erklärte er vielmehr mit Nachdruck, er habe nicht mit Blick auf einen Beruf Rechtswissenschaft studiert, sondern – man kann hier schon eine Entgegensetzung anklingen hören – sich um eine zur Humanität führende Bildung bemüht.

> *„Obgleich ich während jener sechs Jahre, in denen ich mich den Studien widmete, stets der Juristischen Fakultät angehört habe, war mein Sinn gleichwohl niemals darauf gerichtet, die Rechtswissenschaft so zu betreiben, um mit ihr einmal meinen Lebensunterhalt zu*

[10] Max Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 4 Bde., 1910 – 1918, II/1, S. 442.

> *bestreiten, vielmehr habe ich nach solcher gelehrten Bildung gestrebt, durch die ich meinen Geist und meine Seele zur Menschlichkeit formen könne."*[11]

Zur Konversion zum Protestantismus dürften ihn vielmehr vor allem Berliner Vorbilder bestimmt haben, sein nur wenig älterer Freund, der Jurist und Savigny-Gegner Eduard Gans oder Rahel Varnhagen, in deren Salon Heine in den Berliner Semestern verkehrt hatte. Solche Konversionen entsprachen einer verbreiteten geistigen, vom damaligen Fortschrittsglauben Hegelscher Prägung getragenen Tendenz, die in Deutschland noch lange Zeit anhalten sollte, auch zu Lasten des Katholizismus. Heine hatte in Berlin, wie er später formulierte, *„die Philosophie an der Quelle, im Hörsale Hegel's"* geschöpft, auch persönlich mit ihm gesprochen und sich tief und dauerhaft von ihm beeindrucken lassen.[12]

Bei dem Religionswechsel ging es daher für Heine nicht so sehr um Religion, als um das, was Heine später das protestantische Prinzip, die protestantische Denkfreiheit, nennen sollte, um die geistige, das Religiöse transzendierende Voraussetzung dessen, was er in Berlin aufgenommen hatte,[13] letztlich um den Geist der ins Poetische und Romantisch-Revolutionäre verwandelten Hegelschen Philosophie.

Dazu stimmt, daß Heine damals auch die in manchen seiner Gedichte nachklingende Berührung mit dem rheinischen Katholizismus hinter sich läßt. Sie war in seiner Schulzeit an dem von Franziskanern geleiteten Düsseldorfer Lyzeum intensiv gewesen. Heine nennt den Leiter dieser Schule Schallmeyer, einen Geistlichen freier philosophischer Denkungsart, der mit der Familie Heine befreundet war, in der Bitte um Zulassung zur Promotion mit großer Ehrerbietung.

II. Der Dichter und das Recht

Diese Berliner Einflüsse in sich verarbeitend ist Heine anders als Goethe kein Dichterjurist geworden, wie ihn Hugo sich wünschte, d.h. ein Dichter, der das

[11] *Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, numquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque meum conformarem.*

[12] Das Zitat findet sich *Über Polen* (1827), Werke XIII, S. 161, an einer Stelle, wo Hegel auch den Rang des *„tiefsinnigsten deutschen Philosophen"* erhält. Siehe auch unten Anm. 21.

[13] Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland (1834), Werke V, S. 84 f.: *„Die Fürsten, welche die Reformation annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie. – In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen <und entwickeln,* (franz. Ausgabe)> *können wie in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur französischen Invasion. Namentlich in Preußen herrschte eine grenzenlose Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das protestantische Princip ein legitimer König von Preußen sein konnte, auch die protestantische Denkfreiheit aufrecht erhalten musste."* Es ist in Heines Augen die Bestimmung des so verstandenen, zur Philosophie führenden Protestantismus, diese Tradition gegenüber den sie verratenden Tendenzen seiner Zeit zu verteidigen. Daher heißt es im nächsten Absatz: *„Seitdem freilich haben sich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unserer protestantischen Denkfreiheit hat sich zur Unterdrückung derselben mit der ultramontanen Partei verständigt, und er benutzt dazu verrätherisch eine Waffe, die das Papsttum zuerst gegen uns ersonnen und angewandt: die Censur."*

Recht als eine bei allen Mängeln lebensnützliche, nicht gänzlich gottverlassene Provinz des Geistes gelten läßt und ihr bei Gelegenheit die Reverenz erweist, die ihr als stets unvollkommene, aber notwendige menschliche Ordnung des Lebens gebührt.
Heine weiß es selbst, daß er keinen Zugang zur Rechtswissenschaft gewonnen hat. In seiner einem guten Freund gewidmeten autobiographischen Skizze bekennt er: *„unter uns gesagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz grade die Wissenschaft, von welcher ich unter allen am wenigsten weiß“*[14]. Aber es ist keine Frage des Wissens. Es handelt sich in Wahrheit um eine Abneigung, die im Seelischen wurzelt, in dem, was Heine als Poeten und politisches Gemeinschaftswesen produktiv gemacht hat.

Die Zusammenstellung der beiden Begriffe *„Poet“* – *„politisches Gemeinschaftswesen“* und ihre Beziehung auf Heine verdanke ich Peter Rühmkorf. Der Schriftsteller und Dichter Rühmkorf spricht von *„zwei Seelen in seiner Brust“*, kennzeichnet sie als *„altes Widerspruchspaar“*, *„in unseren Breiten besonders durch Heinrich Heine bekannt geworden“*, und beschreibt ihr tiefes inneres Spannungsverhältnis in dem Satz: *„Der Poet lechzt nach unbegrenzter individueller Entfaltungsfreiheit und der politische Gemeinschaftsmensch predigt Gleichheit und Gerechtigkeit“*[15].

Dem Bestreben, zwischen diesen beiden disparaten Tendenzen zu vermitteln und zwischen hochindividueller Selbstwahrnehmung und dem in die Menschheit einstimmenden Gemeinschaftsgefühl einen Einklang herzustellen, kommt das Recht mit seinen differenzierten, Freiheit und Eigentum regelnden und dadurch die Souveränität der jeweils anderen Person schützenden Formalismen nicht entgegen. Die Regeln des Rechts erzeugen zwischen den Menschen Ordnungen des Abstands und der Kühle, die auch von den vielfältigen menschlichen Nähebeziehungen nicht aufgehoben werden, sondern ihnen den Charakter wechselseitiger Betätigung von Schranken aufhebender Freiheit aufprägen. Das Recht bestärkt die Menschen, die in solche Beziehungen eingetreten sind, in ihrem personalen Rang, steht diesen Beziehungen aber damit in keiner Weise entgegen; im Gegenteil, es vertieft sie. Nur einem Gefühl, das in der Entfaltung und Übertragung des eigenen Ichs alle Schranken niederreißen will, erscheint es als feindliches Prinzip.

Tatsächlich gibt es nun zahlreiche Bekundungen, daß Heine als Dichter und politisch Empfindender aus den damit sichtbar gewordenen Gründen das Recht als geistigen Ordnungsrahmen für sich mit Leidenschaft abgelehnt hat. Ein der Promotion zeitlich ganz nahes Zeugnis auf den ersten Seiten der *Harzreise*, der Beschreibung der Wanderung, die ihn 1824 in der arbeitsreichen Examensvorbereitungszeit von Göttingen bis auf den Brocken führte, beginnt mit der Beschreibung seines vom Rechtsstudium beengten Gemüts.

[14] „Autobiographische Skizze“ (1835), Werke XIII, S. 8.
[15] Peter Rühmkorf, Tabu I. Tagebücher 1989 – 1991, S. 116 f.

> *„Eine solche Erquickung tat noth. Ich war die letzte Zeit aus dem Pandektenstall nicht herausgekommen, römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme."*

Dann weitet sich die Dichtung aus ins Menschheitlich-Politische. Von Osterode, wo er Nachtruhe gefunden hatte, bringt ein Traum Heine wieder nach Göttingen zurück, in den Bibliothekssaal der Pauliner Kirche. Wir sehen die Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, inmitten der Angehörigen der Göttinger Juristischen Fakultät, in sehr lockerem Umgang mit unseren ehemaligen Kollegen, unter ihnen Hugo als witzereißender Cujaz, immerhin im nicht unehrenhaften Konterfei des Ersten der Eleganten Juristen Frankreichs, und Bauer, als Lykurg, als Gesetzgeber Hannovers. Die Szenerie läßt keinen Zweifel daran, daß sich die Göttin in überaus schlechter Gesellschaft befindet und durch diesen Umgang selbst schon so verdorben ist, daß von den in ihr noch vorhandenen Resten der Göttlichkeit nichts mehr zu erwarten ist. Denn als sich immer mehr Juristen zudrängen, auch längst verstorbene, vernimmt die Themis plötzlich die Stimme des Prometheus, des an den Felsen geschmiedeten, zur ewigen Qual verurteilten Wohltäters der leidenden Menschheit. Aber die lang nicht mehr gehörten Klagetöne lösen in der Göttin nur einen gewaltigen Ausbruch des Schmerzes und der Trauer aus, in dem sich ein tiefes Gefühl der Ohnmacht ausdrückt. Ihre Juristen, darob von Todesangst ergriffen, heulen auf. Die Bücher fallen aus den Regalen, der Saal droht zusammenzustürzen. Es entsteht ein heilloses Chaos. Der Dichter flieht den Ort und findet Zuflucht im benachbarten Saal der mediceischen Venus und des belvederischen Apollo, dem Reich der Schönheit und Poesie.

Anders als der Gott in Horazens Geflügeltem Wort *„sic me servavit Apollo"*, der uns in einem spätantiken Scholion als *iurisperitus* erläutert wird, weil sich in seinem Tempel die vom Kaiser Augustus eine für die Jurisprudenz eingerichtete große Bibliothek befand,[16] ist Heines Apollo nicht gleichzeitig der Gott des Rechts, sondern ein Gott, der wie Venus in höhere Sphären entrückt, in das Reich der Poesie, von dem aus alle Verhältnisse, die Leiden verursachen, mit einem Schlag beseitigt werden können.

Aus dieser Sphäre sprechend bekennt sich Heine als ein zur Einsicht und Reife gekommener Mensch, *„jetzo, da ich ausgewachsen"*, in einem großen, in die *Harzreise* eingelegten Gedicht zu einem *„Heil'gen Geist"*, der politische Wunder tut, der *„des Knechtes Joch zerbricht"* und *„erneut das alte Recht"* und in dessen Reich gilt: *„Alle Menschen, gleichgeboren,/ Sind ein adliges Geschlecht"*[17]. Er erzählt seinem Gegenüber, einem kleinen Mädchen, das ihn, wie Gretchen den Faust, nach seinem Glauben gefragt

[16] Sat. I 9,78.

[17] Vgl. Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland (1834), Werke V, S. 139: *„Wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter"*.

hatte, von den einhundert gewaffneten und mutigen Rittern dieses Heiligen Geistes und bekennt: *„ich selber bin einer solcher/ Ritter von dem heil'gen Geist"*.

Der Geist dieser romantischen Säkularisierung der dritten Person der Trinität ist reine Poesie, aber Poesie, die in ihrem Gefühl eine intensive Beziehung zur Wirklichkeit sucht, in welche die Dichtung hineinspricht. Die Brücke bildet ein mächtiger politischer Messianismus und ein genauso intensiver, von Hegel inspirierter Glaube an das Volk, das unbewußt stets das Richtige tut und, wie Heine sagt, im eigentlichen niemals irrt, auch wenn, wie im Fall des Antisemitismus – Heines Beispiel –, sein Handeln barbarisch und sein Denken unmenschlich erscheint.[18]

Zwei mit Recht hochberühmte, damals zur Zeit der Promotion schon längst veröffentlichte Gedichte beleuchten diese beiden, auch im Politischen eng verbundenen Glaubensinhalte: Die von Schumann vertonten *Beiden Grenadiere*, in denen Napoleon in Abwandlung der Kyffhäusersage zum künftigen, aus seinem Grab wiederkehrenden, alle Sehnsüchte seiner Nation erfüllenden Herrscher wird, und *Belsatzar*, der die Kinder Israels in Gefangenschaft hält und – in der Bibel fremden Entgegensetzungen – als allein handelnder Tyrann Jehova herausfordert und an den Heiligen Gefäßen frevelt und dafür von seinem eigenen Volk, von den Babyloniern, vertreten durch seine Knechte, getötet wird. Das Unrecht an Israel wird von dem Volk gerächt, bei dem es in Gefangenschaft lebt: *„Belsatzar ward noch in selbiger Nacht/ von seinen Knechten umgebracht"*.

Ein italienischer Literaturhistoriker schreibt (ich übersetze seine Worte ins Deutsche) von den beiden großen, allgemein als Höhepunkte der frühen Dichtung Heines geltenden Gedichte:

> *„In diesen beiden Romanzen oder Balladen, wie immer man sie nennen mag, ist Heine groß wie er es nie mehr sein wird, weil in vollkommener Übereinstimmung mit sich selbst; er glaubt wirklich an das, was er erzählt, und er glaubt daran, ohne auch nur einen Schatten der unausgesprochenen Vorbehalte und Zweideutigkeiten, die fast alle seine spätere Dichtung charakterisieren."*[19]

---

[18] „Shakespeares Männer und Frauen, (Jessika [Kaufmann von Venedig])" (1838), Werke III, S. 321: *„Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrthümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zugrunde, nur weiß es nicht, seine Empfindungen richtig zu formulieren, und statt der Sache trifft sein Groll gewöhnlich die Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältnisse."* „Über Polen" (1828), Werke XIII, S. 160: *„Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet Etwas; sein Treiben entspringt einer innern Nothwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanken: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u.s.w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite"*.

[19] Ladislao Mittner, Storia della letteratura tedesca, III, 1 Dal Biedermeier al fine secolo (1820 – 1890), S. 161; zur Datierung (1816 oder 1819) a.a.O., S. 161, Anm. 13. Übereinstimmend im Tonfall seiner Zeit Paul Beyer**,** Der junge Heine. Eine Entwicklungsgeschichte seiner Denkweise und Dichtung, 1911, S. 115: *„Der Belsatzar und die Grenadiere, Riesen gleich, ragen sie aus dem frühen Romanzenwalde zu einsamen Höhen empor. Gerade diese Stoffe, die jenem sonst überall wahrnehmbaren erotischen Subjektivismus so gar keine Handhabe boten, sollten das Vollendetste der Heineschen Schöpfungen in jener Zeit überhaupt darstellen."*

Ich empfinde die Gedichte genauso. Aber ich verstehe auch das Urteil Reich-Ranickis, dem sie von Anfang an unbehaglich waren, der sie nicht liebt, der die Tötung Belsatzars mißbilligt, und den Grenadier, der *„in Frankreichs Erde das Ehrenkreuz an seiner Seite"* auf den Kaiser warten will, *„für einen dümmlichen Fanatiker"* hält.[20] Lynchjustiz und Führerglaube sind in der Tat nichts Gutes, auch wenn sie in genialen und mitreißenden Gedichten auftreten.

Aber in Heines seelischem Haushalt ist der Glaube an einen politischen Messias, der alle aus dem alten Reich stammenden Formen der Unfreiheit, der Standesunterschiede und der religiös und sozial begründeten Zurücksetzungen beheben wird, für die Deutschen, für die Juden und für alle Menschen, zentral. Heine spricht diese Hoffnung aus und kündigt an, daß dieser politische Erlöser womöglich wieder aus dem Stamm Juda kommen wird, dem er selbst mit einem deutschen *„Wir"* gegenübertritt, da er sich der jüdischen Glaubensgemeinschaft von dem geistigen, neuprotestantisch-hegelischen Standpunkt, den er sich erarbeitet hat, nicht mehr angehörig fühlt:

> *„Es ist leicht möglich, daß die Sendung dieses Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag Dieses in Beziehung auf Deutschland der Fall sein. Auch Letzteres erwartet einen Befreier, einen irdischen Messias – mit einem himmlischen haben uns die Juden schon gesegnet – einen König der Erde, einen Ritter mit Scepter und Schwert, und dieser deutsche Befreier ist vielleicht Derselbe, dessen auch Israel harret ...*
>
> *O theurer, sehnsüchtig erwarteter Messias.*'[21]

Und an anderer Stelle, nach der Schilderung des Glaubens an einen Messias, der, seit der Zerstörung des Tempels durch den römischen Kaiser Titus, im Himmel in goldenen Ketten gehalten, auf seinen Tag wartet – eine Parallele zum Kyffhäusermotiv in den *Beiden Grenadieren*:

> *„O verzage nicht, schöner Messias, der du nicht bloß Israel erlösen willst, wie die abergläubischen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit!"*[22].

[20] Marcel Reich-Ranicki, Der Fall Heine, 2004, S. 78, zuerst in: Es war ein Traum, 1991: *„Daß der König von Babylon rief: „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn" – das schien mir nicht übel. Mit der Schrift auf weißer Wand hingegen, mit diesen Buchstaben vom Feuer, wußte ich nicht viel anzufangen, und daß Belsatzar in selbiger Nacht von seinen Knechten ward umgebracht, fand meine Billigung schon gar nicht. Von den beiden Grenadieren, die in Rußland gefangen waren und nun nach Frankreich zogen, sagte mir nur einer zu, jener, der nach Hause, zu Weib und Kind wollte; dem anderen, dem so daran gelegen war, in Frankreichs Erde begraben zu sein und auch noch mit Degen, Flinte und Ehrenkreuz, und der sich vorstellte, der Kaiser werde über sein Grab reiten – dem traute ich nicht über den Weg, den hielt ich für einen dümmlichen Fanatiker. - Unter uns: diese Gedichte, „Belsatzar" und „Die Grenadiere", kann ich auch heute nicht ganz ernst nehmen, geschweige denn lieben."*

[21] „Ludwig Börne. Eine Denkschrift" (1840), Werke XII, S. 216. Eine physiologische Beobachtung Hegels, die dieser ihm mündlich mitgeteilt habe und die feststellte, daß es nicht gerade das geachtetste Organ des Menschen ist, dem die Natur, *„die höchste Mission, die Fortpflanzung der Menschheit anvertraut",* habe, hatte Heine unmittelbar zuvor (S. 215) per analogiam auf die von ihm hier poetisch erwogene menschheitliche Sendung Israels übertragen.

[22] A.a.O., Werke XII, S. 219.

In diesem Geiste ruft er seine Deutschen, in dem er ihren Quietismus tadelt, zur Freiheit auf:

„Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei, und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Taler Strafe.“[23]

Sein Gedicht „Zur Beruhigung,“ das die Zensur gewiß nicht beruhigt hat und zu dem gehört, was er später einmal das „Erschießliche“[24] nannte, was er geschrieben habe und das seiner Rückkehr nach Deutschland im Wege stehe, beschwört im gleichen Sinne die Römer, aber natürlich nicht das römischen Recht:

„Wir schlafen ganz wie Brutus schlief,/ Doch Jener erwachte und bohrte tief/ In Cäsar's Brust das kalte Messer! /Die Römer waren Tyrannenfresser. – Wir sind keine Römer, wir rauchen Taback./ Ein jedes Volk hat seinen Geschmack, ... – Wir sind Germanen, gemütlich und brav,/ Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,/ Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,/ Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten. —— Deutschland, die fromme Kinderstube,/ Ist keine römische Mördergrube.“[25]

Das politisch-poetische Grundmotiv, die Erwartung eines aus dem Volk geborenen Überwinders aller menschliches Leiden verursachenden Überständigkeiten, kehrt in den verschiedensten nationalen Mythen wieder, in der auf Deutschland übertragenen Siegfriedsage:

„Deutschland ist noch ein kleines Kind,/ Doch die Sonne ist seine Amme,/ Sie säugt es nicht mit stiller Milch,/ Sie säugt es mit wilder Flamme. – Bei solcher Nahrung wächst man schnell/ Und kocht das Blut in den Adern./ Ihr Nachbarskinder, hütet euch,/ Mit dem jungen Burschen zu hadern!. ... Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,/ Von dem wir singen und sagen; … Heisa! wie wird auf deinem Haupt/ Die goldne Krone blitzen![26]

und in den prophetischen Worten Kaiser Heinrichs *„auf dem Schloßhof zu Canossa“*:

„Du, mein liebes, treues Deutschland,/ Du wirst auch den Mann gebären,/ Der die Schlange meiner Qualen/ Niederschmettert mit der Streitaxt.“[27].

Wie für ein Lehrbuch macht Heines poetisches Werk auf diese Weise deutlich, daß er nicht mehr der ersten Generation der Judenemanzipation angehört, die noch ganz von der Aufklärung, hebräisch der Haskala, beherrscht war, sondern

[23] „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (1834), Werke V, S. 85.
[24] „Jetzt Wohin“, Werke XVIII, S.140: *„es heißt, du habest einst,/ Viel Erschießliches geschrieben.“*
[25] „Zur Beruhigung“, Werke XVII, S. 243.
[26] „Deutschland“, Werke XVII, S. 246.
[27] „Heinrich“, Werke XVII, S. 223.

spätestens in seiner Berliner Zeit den Schritt in politisch von hegelschem Geschichtsdenken geprägte Romantik getan hatte. Die Haskala hatte den Messianismus verworfen, der jetzt in der neuen Generation als politischer, von Napoleonverehrung und hegelscher Philosophie genährter Messianismus zurückkehrt. In der Monographie von Christoph Schulte, Die jüdische Aufklärung (2002) heißt es (S. 43):

> *„Die Haskala in Deutschland endete teils durch das Erreichen ihrer Ziele, teils durch Napoleon, teils durch die Romantik: Die Juden wurden zunächst durch den Code Napoléon, in Preußen dann durch ein königliches Edikt von 1812 staatsbürgerlich emanzipiert. Das Emanzipationsedikt von 1812 war der Endpunkt der Haskala in Preußen, denn die bürgerliche Verbesserung schien weitgehend erreicht. Schulen und Universitäten standen den Juden offen. Juden partizipierten in deutscher Sprache an allen Bildungsgütern und intellektuellen Debatten der bürgerlichen Öffentlichkeit, blieben jedoch vom Beamtenstatus ebenso wie vom Militär ausgeschlossen. Seit etwa 1800 bildete sich der Sozialtypus des deutschen Juden aus, der trotz bleibender Diskriminierung und Judenfeindschaft sich selbst als Deutscher identifiziert, nur noch Deutsch spricht und schreibt, dem eine Vielzahl von Bildungswegen und Berufen offenstehen, für den Religion konfessionalisiert und Privatsache ist und der in Salons, Universitäten, Büchern, Zeitschriften und den schönen Künsten Deutschlands Stimme und Gehör findet. Als universalistische, auf Freiheit, Gleichheit und Bildung der Juden pochende Weltanschauung hat die Haskala gegen Nationalismus und Antisemitismus bis ins 20. Jahrhundert starke Nachwirkungen im deutschen Judentum gehabt. Aber als historische Bewegung hat sie, wie die deutsche Spätaufklärung, am Aufkommen der Romantik und des deutschen Nationalismus ideologisch und kulturell ihre Grenze."*

Als Gründungsmitglied des 1819/1820 ins Leben gerufenen „Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden in Berlin" hatte Heine in Lazarus Bendavid noch einen bedeutenden Vertreter der Haskala kennengelernt und wußte daher auch, daß Bendavid in einem berühmten Aufsatz als Kantianer und Anhänger des Maimonides und Moses Mendelssohns die These vertreten hatte, daß die Lehre vom Messias für die jüdische Religion unwesentlich sei.[28] Nüchtern hatte Bendavid festgestellt, daß in seiner aufgeklärten Sicht überall dort, wo die bürgerliche Gleichstellung gelungen oder auf dem Weg sei, der Messias erschienen sei: *„Kein Mensch"*, schrieb er, *„verarge es daher dem Juden, wenn er seinen Messias darin findet, daß gute Fürsten ihn ihren übrigen Bürgern gleich gestellt, und ihm die Hoffnung vergönnt haben, mit*

[28] „Ludwig Marcus" (1847), Werke XIV, S. 188: *„Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte ..."*; S. 189: *„Bendavid war ... ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, Das sei Aberglaube. ...Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei."* Zu einer Reflexion über den sein poetisches Werk vielfältig belebenden politischen Messianismus fühlte sich Heine nicht angeregt.

der vollen Erfüllung aller Bürgerpflichten, auch alle Bürgerrechte zu erlangen.'[29] Aber Bendavid war damals schon, wie Christoph Schulte feststellt, der einzige Kantianer des Vereins, die jüngeren Mitglieder wie Eduard Gans, Moses Moser, Immanuel Wohlwill und Heinrich Heine waren Hegelianer.[30]

Der Weg der Haskala oder Aufklärung war der Weg in die Moderne, welche die Religionen zu einer Sache des persönlichen Gewissens macht und die Religionen, insoweit sie in den nach dem Prinzip der Bürgergleichheit geordneten politischen Raum hineinwirken, nach der Ringparabel des „Nathan" bewertet. Die Historische Rechtsschule steht mit ihrer Erneuerung des römischen Rechts als Lebensform eigenverantwortlicher Freiheit in dieser Bewegung, schon bei Hugo, der auf seine skeptische, durchaus kritische Weise Kant rezipiert hatte, und noch deutlicher bei Savigny und Jhering, für die beide der Einfluß von Lessings *Die Erziehung des Menschengeschlechts* (1777) bedeutsam geworden ist.

Die idealistische Romantik hat diesen Weg unterbrochen. Sie sucht nach einer neuen höheren, universalen, diesseitig politischen Religion, welche die menschlichen Verhältnisse aus dem Geiste verbessern und erneuern sollte, und die durch die tiefliegenden, romantischen Züge das Nationale und das Universale in einer Weise ineinander verschwimmen ließ, die in letzter Konsequenz zu der Frage führte, welche Nation es denn sein werde, der die Ehre zufällt, dieses menschheitliche Erlösungswerk in die Tat umzusetzen und den Verlust des vergangenen Goldenen oder im Menschheitsgedächtnis übergüldeten Zeitalters wieder rückgängig zu machen. Für Heine ist es aber am Ende keine Frage, welches von den *„beiden auserwählten Völkern der Humanität"* - es sind in seinen Worten: *„meine Deutschen und die Franzosen'*[31] - dazu berufen ist. Es ist seine Nation, diejenige, die ihren Napoleon noch nicht gehabt hatte und die er immer wieder an ihre Sendung erinnern wird.

In diesen messianischen Glaubenshaltungen lebt ein enthusiastisch-spiritueller Antinormativismus, eine Haltung, wie Savigny sie an seinem Universitätskollegen Schleiermacher beobachtete. Schleiermacher habe seine Gegenwart als *„Zeit der Wiedergeburt"* erlebt, der gegenüber das Vergangene erneut nur als eine Art *„Judenthum"*, d.h. als eine Phase der zu überwindenden Gesetzesgläubigkeit erschei-

[29] *Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums* (1822/23), zitiert nach Christoph Schulte a.a.O., S. 168. Vgl. auch ders. S. 51, wo die Argumentationslinie dieser antimessianischen Tradition herausgearbeitet wird. Moses sei unter allen anderen Propheten dadurch hervorgehoben, daß ihm und keinem anderen die Tora geoffenbart worden sei, und zwar bei klarem Bewußtsein und in wachem Zustand und damit unter Erkenntnisbedingungen eines Philosophen, nicht eines Träumers oder Visionärs. Bei ihm komme der Messias nicht vor. Der Messianismus in den Schriften vieler Propheten könne so implizit als Träumerei abgetan werden, da er unter rationalen Erkenntnisbedingungen nicht begegne. Diese fast totale Zurückdrängung, wenn nicht sogar Bekämpfung des Messianismus, habe die jüdische Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit Maimonides geteilt. Ergänzend der Hinweis, daß erst am Ende des 19. und besonders im 20. Jahrhundert der Messianismus bei jüdischen Denkern wie Moses Hess, Hermann Cohen, Walter Benjamin oder Ernst Bloch überhaupt wieder eine Rolle zu spielen beginne.

[30] Vgl. Schulte a.a.O., S. 168.

[31] „Deutschland. Ein Wintermärchen", Werke XVII, S.117.

ne.[32] Eine solche Gesinnung, eine solche Romantisierung der Religion, die den Protestantismus für den politischen Messianismus öffnete, durfte und mußte Savigny zurückweisen. Denn wenn es ein Verdienst gab, daß sich die Historische Rechtsschule für die deutsche, europäische und sogar für die Rechtsentwicklung in den Vereinigten Staaten erworben hatte, so durch die evolutionäre Haltungen stärkende Lehre, daß es eine Reihe von rechtlichen Einrichtungen und Prinzipien gibt, die ihre menschliche Richtigkeit für die Organisation des menschlichen Zusammenlebens auf dieser Welt bewiesen haben und hinter die es – bei aller Notwendigkeit steter Reform und Anpassung an den Wandel der äußeren Umstände – ein Zurück nicht gibt, d.h. normativ nicht gibt, nicht geben sollte. Dieses sich in dauernder Entwicklung befindliche, aber im Kern perennierende Recht zugunsten einer politischen Erlösungshoffnung mit alttestamentlicher Gesetzgläubigkeit gleichzusetzen und unter das Verdikt eines erneuerten Judentums zu stellen, das ein neuer Messias überwinden wird, durfte und mußte Savigny als quasireligiöse Schwärmerei abtun.

Weil man aber damals in Berlin im Umkreis des romantischen Hegelianismus von diesen Überzeugungen erfaßt war und Heine sich diese Überzeugung zu eigen machte, wurde der kluge und milde, auf zivilisatorische Evolution setzende Savigny zu seinem Hauptgegner und zum Ziel seiner schärfsten Attacken.[33] Heines Abneigung gegen die Göttinger Jurisprudenz und den auf seine Weise bedeutenden, der Wissenschaft vom römischen Recht neue Wege weisenden Hugo war insofern nur abgeleitet. Vor seinem Examen schrieb Heine, daß er sich vor einer Doktorprüfung fürchte, wenn Hugo, *„der Freund meiner bittersten Feinde"*, ihr als Dekan präsidiere.[34] In der Tat hatte der auf seine Weise sehr bedeutende Hugo die unbestreitbare Überlegenheit des hier in erster Linie gemeinten Savigny neidlos anerkannt.

Berührungspunkte zwischen dem Jura studierenden Dichter Heine und dem Juristen Savigny, dem Mentor der Brüder Grimm, dem Jugendfreund der Günderode, dem Schwager von Bettina und Clemens Brentano und über Bettina Schwippschwager Achim von Arnims, gab es in abstracto genug. Sie hätten sich auch in der gemeinsamen Abneigung gegen den steifen Göttinger Gelehrtenstolz finden können, unter dem der junge Savigny so gelitten hat, daß er, wie in einem Brief aus Göttingen berichtet, dort buchstäblich dem Selbstmord nahe war.[35]

---

[32] Savigny, Briefe, hg. v. Stoll, I, S. 334 (14. Juli 1808).

[33] Einen Überblick gibt Herwig Stiegler, „Troubadour der Pandekten". Savigny im Vexierspiegel Heinescher Satire, in: Recht und Geschichte, Festschrift Hermann Baltl (1988), S. 503 – 523.

[34] In einem Brief an Moses Moser in Berlin vom 25.10.1842. Vgl. Stiegler a.a.O. , S. 509. Die Parteinahme für seinen Freund und Hegelianer Gans, den Savigny nicht in der Berliner Juristenfakultät haben wollte, aber nach dessen Konversion zum Protestantismus nicht mehr verhindern konnte (vgl. dazu J. Braun, Schwan und Gans, Juristenzeitung 1979, S. 769 – 775; Stiegler a.a.O., S. 516 ff.), gab der Abneigung wohl den Anstoß, nicht aber den tiefen, ein Leben lang mit unverminderter Kraft wirkenden Grund.

[35] In einem am 1. September 1779 vom Gut Trages an seinen Freund Oberg gerichteten Brief (mein Kollege Wolfgang Sellert hat mir freundschaftlich eine Kopie des in seinem Besitz befindlichen Originals überlassen) schreibt Savigny: *„Ich habe in Göttingen ein sonderbares Leben geführt und – wie viele*

Schließlich mangelte es Savignys Lehre von den stillwirkenden Kräften des Volksgeistes, die eine systematische Lehre personaler, selbstverantwortlicher, durch soziale Rücksichtsprinzipien konditionierter Freiheit und Gleichheit darbot, das in geschichtlichen Offenbarungen sichtbar werde und daher auch die menschlich richtigen Elemente der französischen Revolution aufnehmen konnte, nicht an Poesie. Wer sich aber auf das System der Historischen Rechtsschule einließ, wurde dadurch, so fortschrittlich er politisch gesinnt sein mochte, notwendig zu einem Vertreter kultureller Evolution, wie man insbesondere an der letzten großen Gestalt dieser Tradition Rudolf von Jhering sieht.

Das konnte Heines Weg nicht sein. Den sein Dichtertum erfüllenden Überzeugungen von der Notwendigkeit einer Revolution aus dem Geist der Poesie wären die Grundlagen entzogen worden. Savigny blieb ihm der führende Vertreter – so in einem erst nach seinem Tode veröffentlichten Gedicht aus seiner Matratzengruft – *„jener Zunft, die immer angebellt die Vernunft/ Und gerne zu einem römischen Knechte/ Den deutschen Freiling machen möchte"*[36].

Heine blieb der Dichter der poetischen Revolution. Im *Wintermärchen*[37] singt er als Antäus, den die deutsche Erde mit Zauberkräften durchströmt, von Deutschlands *„protestantischer Sendung"*, findet das großartige Bild des Liktors mit dem Beil, der dem von ihm Gedachten folgt, der *„That von seinen Gedanken"*, und gibt auch eine Probe davon, wie ein solches Werkzeug die Gegner exekutiert, gedenkt seines Napoleons, den die Freiheit aus dem Grab holen könnte – *„Vielleicht holt sie sogar aus dem Grab/ Den Bonaparte, den Todten!"* –, wünscht seinen ihm aus der Studienzeit lieben Westfalen – in Vorwegnahme eines berühmten Apercus von Berthold Brecht –, daß ihnen große Männer erspart bleiben mögen, preist Herrmann den Cherusker – *„Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann/ Mit seinen blonden Horden,/ So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,/ Wir wären römisch geworden!"* – und hat ein langes Zwiegespräch mit Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, in dem er trotz allen Streits mit ihm eine Gestalt sieht, die auf ihre Weise der Wahrheit näher ist als die so unbewegliche Gegenwart: *„Komm du bald, o Kaiser!"* In vielen Variationen ist es immer die gleiche traumhafte, jetzt romantisch gebrochene, aber nach wie vor in die politische Welt hineingesprochene und politisch empfundene Erlösungssehn-

---

andere Thiere im Winter – fast ganz in mir selbst gelebt und gezehrt; ich bin überzeugt, wenn das noch eine Weile so fortgegangen wäre, so hätte ich über viele Dinge Aufschlüsse bekommen, aber auf eine Art, die ich mir doch vor der Hand noch verbitten will. „Dieses Lebens schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens, von Dir sollt' ich scheiden?" Heinrich Heine hätte seinem Überlebenswillen sekundiert und hilft mit dem dies beweisenden Zeugnis dem heutigen Leser zugleich das (nicht ganz wörtliche) Zitat aufzulösen, wenn er schreibt („Das Buch le Grand", Werke III, S. 209): *„... alle kräftigen Menschen lieben das Leben. Goethe's Egmont scheidet nicht gern 'von der freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens' ".*

[36] Das Gedicht ist, wie sein Anfang zeigt, Ausdruck eines sehr tiefsitzenden, geradezu viszeralen Hasses: *„ (...) Savigny? Die holde Person;/ Vielleicht ist sie längst gestorben schon -/ Ich weiß es nicht – Ihr dürft's mir entdecken,/ Ich werde nicht zu sehr erschrecken./ Auch Lott' ist tot! Die Sterbestunde,/ Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,/ Zumal für Hunde jener Zunft etc."* Veröffentlicht wurde das Gedicht erst, nachdem beide, Heine und Savigny (dieser fünf Jahre nach Heine), gestorben waren. Vgl. den Text und seine nähere Einordnung bei Stiegler (oben Anm. 33) S. 521 ff.

[37] „Deutschland. Ein Wintermärchen" (1844), Werke XVII, S. 121–211.

sucht, die ihn poetisch macht. Sein Leiden an Deutschland ist das eines im Exil lebenden Propheten, dessen Weckruf nicht gehört wurde, oder eines Prometheus, den die Götter leiden lassen, obwohl das Feuer, das er den Menschen bringen wollte, nicht gezündet hat, nicht zuletzt, weil manche denn doch auf eine evolutionäre Entwicklung setzten.

Kraft seiner an Hegel geschulten Geistigkeit hatte Heine als politischer Schriftsteller seine hohe Sensibilität nicht dem Recht, sondern nur den großen, sich in seiner Zeit regenden, von der französischen Revolution und dem Ende des Alten Reiches entfesselten historischen Kräften zugewendet. Er hat die Zukunftsbedeutung der in seiner Zeit noch marginalen, in ihrer Potentialität von ihm mit den Frühchristen verglichenen kommunistischen Bewegung vorhergesagt,[38] aber nicht minder auch die ungeheuren Kräfte gespürt, die in dem von ihm vertretenen poetischen Messianismus steckten, in dem sich das Menschheitliche und das Nationale bis zur Untrennbarkeit verweben, und an einer Stelle sogar eine Vorahnung davon gehabt, was geschehen würde, wenn dieser menschheitliche Messianismus sich mit einem naturalistisch verengenden Prinzip verbinden würde. Siege einst *„Satan, der sündhafte Pantheismus"*, dann komme *„über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird."*[39]

Eine juristische *forma mentis*, welche im Namen der Freiheit und Rechtssicherheit die kühle, objektive Regel herrschen sehen möchte, unter deren Herrschaft sich die menschlichen Beziehungen im Modus des Pluralismus und der

---

[38] „Kommunismus, Philosophie und Klerisei" (1843), Werke X, S. 213: Er spricht von den *„Kommunisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient"* als von *„einer kleinen Gemeinde"*, *„die, der Ecclesia pressa des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert"*. Den Frühsozialisten, den Saint-Simonisten und Fourrieristen, prophezeit er *„gleichsam die Rolle der Kirchenväter"*.

[39] „Shakespeare's Mädchen und Frauen" (1838), Werke Band III, S. 333. Für Heines politisches Denken ist kennzeichnend, daß er gegen diese grauenvolle Vision nicht die Regeln und Prinzipien des Rechts und der aufgeklärten Vernunft setzt, sondern *„alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Korans"* als Nothelfer gegen den Satan des sündhaften Pantheismus anruft. Alle Ingredienzien dieses prophetischen Urteils einschließlich der unverkennbaren Hinweisung auf eine in Deutschland mögliche Entwicklung finden sich bereits in der Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (1834), in der er sich noch zum *„Pantheismus"* als der *„verborgene<n> Religion Deutschlands"* bekannt hatte (*„wir sind dem Deismus entwachsen"*, Werke V, S. 140 f.) und Paracelsus als einen *„der tiefsinnigsten Naturkundigen"* rühmt, *„die mit deutschem Forscherherzen den vorchristlichen Volksglauben, den germanischen Pantheismus, begriffen"* hätten (a.a.O., S. 145), aber auch schon bemerkt, daß das, was nach der Christianisierung sichtbar geblieben war (a.a.O., S. 49), eine *„durchteufelte"*, keine *„durchgötterte[n]"* Natur mehr war und folgerichtig schließt, daß eine Kant und Fichte folgende *„Naturphilosophie"* die *„dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus"* freisetzen und *„ein Stück aufgeführt werden <werde> in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte"* (a.a.O., S. 264 ff.). In diesen Urteilen ist die Rückkehr zum Deismus in seinem Sinne, den Heine in der 2. Auflage (1852) als zwischenzeitlich für sich vollzogen bekundet (a.a.O., S. 22 ff.), ersichtlich bereits angelegt. Waren in der Publikation selbst die Juden als *„Schweizergarde des Deismus"* (a.a.O., S. 126) und Präfiguration aller Deisten (*„Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind"*, a.a.O., S. 227) lediglich die Repräsentanten des Überständigen und Gefährdeten, so erscheint unter dem Vorzeichen der im 2. Vorwort vollzogenen Wende das *„jüdäisch-deistische Element"* der Religion (a.a.O., S. 80) als das Prinzip, das allein als personales Gegenüber *„Individualität"* und *„das Gefühl der Persönlichkeit"* des Dichters zu sichern vermag (a.a.O., S. 102 f.).

Verschiedenheit vollziehen, hat er sich dagegen nicht angeeignet. Einer Äußerung zum Strafrecht, auf dessen Gebiet er in der Examenszeit sogar eine Publikation plante, veranschaulicht, wie sehr er die von allen Regeln befreite Herrschaft des unmittelbar handelnden Gefühls menschlich überlegen fand. Nach Durchmusterung der vier Straftheorien, die er bei Bauer gehört hatte, entscheidet er sich für die defence sociale und sagt: *„Nur von diesem Gesichtspunkte aus sind wir für die Todesstrafe oder vielmehr für die Tödtung großer Bösewichter, welche die Polizei aus dem Wege schaffen muß, wie sie tolle Hunde todtschlägt."*[40]

Weniger drastisch, aber zentraler vermochte er letztlich im Eigentum und Privatvermögensrecht nur die Habsucht zu sehen, nämlich, wie es schon 1816 im Gedicht *Deutschland. Ein Traum*, heißt, nur *„des Römers Geiz"*, welcher die *„Jordans Perle"* verfälscht habe[41]. Schuld sind die erwähnten Systeme der Habsucht, wie er sie in den Pandekten, der alten Juristenbibel, fand: *„jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist"*[42] und im *„Recht des Besitzes"*, das er – nicht ohne Anspielung auf Savigny – im *Atta Troll* perhorresziert.[43] Den mäßigenden Gedanken, daß das Recht am eigenen Vermögen, wie immer es näher ausgestaltet sein mag, wesentlich ist für Freiheit und Leben der Personen, die es innehaben, die Wahrheit des Satzes: *you take my life/ When you take the means whereby I live*[44], ließ er in seiner Dichtung nicht aufkommen. Im Bestreben, als Dichter und Gemeinschaftswesen zur

[40] „Gefängnisreform und Strafgesetzgebung" (1843), Werke X, S. 253.

[41] „Anhang älterer Gedichte" (1816 – 1824), Werke XV, S. 266. Das Gedicht beginnt mit einer Selbstmahnung: *„Sohn der Thorheit! träume immer,/ Wenn dir's Herz im Busen schwillt;/ Doch im Leben suche nimmer/ Deines Traumes Ebenbild!"*

[42] „Geständnisse" (1854), in: Heine. Sämtliche Schriften, hg. v. Klaus Briegleb, Hanser, München 1986 – 1976, VI/2, S. 153; ausführlicher das Gleiche in den fragmentarisch erhaltenen, erst 1884 erschienenen „Memoiren", ebenda, S. 295: *„von den sieben Jahren, die ich auf deutschen Universitäten zubrachte, vergeudete ich drey schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Casuistik. Welch ein fürchterliches Buch ist das Corpus Iuris, die Bibel des Egoismus. Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtskodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicherstellen und was sie mit dem Schwerte erbeutet suchten sie durch Gesetze zu schützen; deßhalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat. Wahrhaftig jenen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, die vorher nur als Thatsache bestand, und die Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Consequenzen ist jenes gepriesene römische Recht, das allen unseren heutigen Legislazionen, ja allen modernen Staatsinstituten zu Grunde liegt, obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft. Ich brachte jene gottverfluchten Studien zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, daß Andre mich in der Advokasserie und Rabulistery leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel"*.

[43] „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum" (1841-1842), Werke XVII, S. 41 *„... Eigennutz und Selbstsucht/ Treibt sie [sc. die Menschen] jetzt zu Mord und Todtschlag. – Nach den Gütern dieser Erde/ Greifen Alle um die Wette, ...- Ja, das Erbe der Gesammtheit/ Wird dem Einzelnen zur Beute/ Und von Rechten des Besitzes/ Spricht er dann, von Eigenthum!. – Eigenthum! Recht des Besitzes!/ O des Diebstahls! O der Lüge! Solch Gemisch von List und Unsinn/ Konnte nur der Mensch erfinden."* Proudhons Wort *„Eigenthum ist Diebstahl" (La propriété c'est du vol)* ist in diesen Versen mit dem Titel des Werkes konfrontiert, das Savigny mit seinem Erscheinen zum ersten Juristen Deutschlands gemacht hatte, dem „Recht des Besitzes" (zuerst 1803, 6. Aufl. 1837). Daß die Eigentumskritik von einem täppischen Bären vorgetragen wird, soll nach der erklärten Absicht des Dichters (a.a.O., S. 8) die Art karikieren, in der sie von den Zeitgenossen vorgetragen wird, nicht die Kritik selbst.

[44] Shakespeare, The Merchant of Venice IV, 1.

Harmonie zu kommen, sieht er im Privatrecht nur die gemeinschaftswidrige Sünde des Geizes, die alte *pleonexia* oder *avaritia*, die nach alter Tradition das Goldene Zeitalter beendet hat und in der christlichen Urgemeinde ein todeswürdiges Vergehen gegen den Heiligen Geist darstellte.[45]

Heinrich Heine scheint dabei zugleich im Einklang mit seiner früh erkannten und geförderten Ausnahmebegabung ein prinzliches Gefühl der Überlegenheit beseelt zu haben, wenn er als Dichter und Gemeinschaftswesen alle Menschen, indem er ihnen ein adliges Geschlecht zuspricht, poetisch zur eigenen Höhe erhebt. Auch in seiner Lyrik und seinen Dichtungen meint man nicht selten eine alle Trennwände aufhebende Empfindung zu spüren, wenn dort in dem berechtigenden Gefühl des Liebenden die andere Person ihrer Individualität nach wie aufgehoben erscheint und ihre Beseelung allein vom Liebenden empfängt.

Nach der Ehre, ein Dichter zu werden, der dem Menschen auch in die prosaischen, recht und schlecht geordneten Winkel folgt, wo das Recht als *„das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende"* herrscht, hat Heine nie gestrebt. Das hat der Göttinger doctor iuris utriusque und die Laudatio Hugos nicht über ihn vermocht. Die oft unvergleichlich schönen und vielgeliebten Dichtungen, in denen sich seine beiden Seelen aussprechen, transzendieren und überspringen das Recht.

Dagegen ist er nicht zu Unrecht als ein geistiger Wegbereiter der leidenschaftlichen, entschieden antinormativen und überaus einflußreichen Freirechtsbewegung genannt worden.[46] Ihre bedeutendsten Verfechter, Eugen Ehrlich, Hermann Kantorowicz und Ernst Fuchs, stellten wie er die konkret gefühlte Gerechtigkeit der Entscheidung im politischen Gemeinwesen über die kalte, abstrakte Regel und erhofften sich dadurch eine Rechtsordnung, in der sich die geistigen Verengungen und sozialen Rückständigkeiten des 2. Kaiserreiches, einschließlich des in ihm zur politischen Kraft gewordenen und für den, der es wollte, auch sie alle drei treffenden Antisemitismus beseitigen würden. Daß die Idealisierung gefühlsgeleiteter Entscheidungen der politischen Macht den Rechtsbegriff auflösen und in einem rechtsnihilistischen, im Namen seiner jeweiligen Gerechtigkeit alles vermögenden Machtpositivismus münden könnte, wurde in dieser von großen Hoffnungen erfüllten Zukunftsperspektive nicht wahrgenommen. Sekundiert wurde diesen Schriftstellern von einer großen, heute überwundenen Bewegung in der Romanistik, der Wissenschaft der Pandekten, die sich mit der Interpolationistik dem Nachweis verschrieben hatte, daß die römischen Juristen entgegen der Lehren der Historischen Rechtsschule in Wahrheit genauso gedacht hätten wie die Freirechtler und

[45] Apostelgeschichte 5, 1-10.

[46] So – unter positiven Vorzeichen – von Leo Steinberg, Heine und die Jurisprudenz, in: Heine Kalender für das Jahr 1912, 1911, S. 88–100. Aus dem Gesichtspunkt der damals im Vordringen begriffenen Freirechtsbewegung kann der Autor von Heines *„Verdiensten im Kampf um das deutsche Recht"* sagen, daß sie *„ihm einen Platz in dem Tempel der Themis sichern"*. Zur historischen Einordnung vgl. meinen Beitrag „Von der Freirechtsbewegung zum konkreten Ordnungs- und Gestaltungsdenken", in: Ralf Dreier/Wolfgang Sellert, Recht und Justiz im „Dritten Reich", 1989, S 34-79.

nur spätere Verfälschung und spätere Mißverständnisse sie hätten anders sprechen lassen.

Der Übergang dieser für die gesamte Jurisprudenz bedeutungsvoll gewordenen, großen antinormativen Bewegung in die NS-Rechtslehre, die im Weg einer stillschweigenden Enteignung erfolgte und die nun die Überwindung der Gesetzesgläubigkeit und die Befreiung von der kalten Form der Regel zum Kennzeichen rassistisch-völkischen, radikale Ausgrenzungen rechtfertigenden Rechtsdenkens machte, sollte Heines Vorahnung, daß in der Politischen Romantik auch die Gefahr des Teufelsbündnisses steckte, auf das Extremste bestätigen, bis hin zur Lust des Intellektuellen, als *„satanisch"* zu gelten, wie ein in jener unseligen Zeit führender Kopf ausgesprochen hat.[47]

Die Göttinger Juristische Fakultät – ich wage es als ihr zur Zeit ältestes aktives Mitglied in ihrem Namen zu sprechen – verneigt sich vor dem großen, leidenschaftlichen und an den Verhältnissen in seinem Lande leidenden Dichter und Denker Heinrich Heine, dem berühmtesten Doctor iuris, den sie hervorgebracht hat, auch wenn es ihren damaligen Vertretern nicht gelungen ist, ihn vom Wert des Rechts und der Rechtswissenschaft zu überzeugen.

[47] Carl Schmitt, Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947 – 1951, 1991, S. 5 (näher eingeordnet bei Helmut Lethen, Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, 1994, S. 217). Carl Schmitt, dessen *Politische Romantik* (1925)² nur einen Ausschnitt des Phänomens erfaßt, ist der Hauptautor der stillschweigenden, intellektuell zutiefst unredlichen Depossedierung der Freirechtsbewegung zugunsten der von ihm legitimierten „Bewegung". Vgl. dazu meine oben in Anm. 46 angeführte Untersuchung.

Nachweis der Abbildungen

Titelbild sowie die Abbildungen auf den Seiten 13, 15, 16, 17, 28
mit freundlicher Genehmigung des Heinrich-Heine-Institutes Düsseldorf.

Abbildung auf Seite 20 mit freundlicher Genehmigung des Freien Deutschen Hochstiftes – Frankfurter Goethe Museum.

Abbildung auf Seite 23 Bibliothèque National de France Paris.

Abbildung auf Seite 24 mit freundlicher Genehmigung des Städtischen Museums Göttingen.

Abbildung auf Seite 29 mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Braunschweig, (Inv.-Nr.: HXA Nr. 16).

Dieser Band versammelt die Vorträge, die auf dem Kolloquium der Juristischen Fakultät der Universität Göttingen im Heinejahr 2006 gehalten wurden.



ISBN: 978-3-938616-80-2
ISSN: 1864-2128

Universitätsverlag Göttingen